VII. Jahrgang 1970 Nummer 2/3

ZEITSCHRIFT FÜR DIE GESCHICHTE DER JUDEN

HERAUSGEGEBEN
VON
HUGO GOLD

LAMENU
TEL AVIV ISRAEL

Zeitschrift für die Geschichte der Juden

Tel-Aviv, P.O.B. 3002, (Israel)

VII. Jahrgang 1970 No. 2/3

Erscheint vierteljährlich

AUS DEM INHALT:

J. Raphael (Ramat-Gan)
Über die Nachkommen der Charlotte Embden aus Hamburg 65

Dr. Salcia Landmann (St. Gallen)
Der Dibbuk von An-ski 73

Dr. S. Neufeld (Ramat Chen)
...Den Frühvollendeten... 87

Dr. S. Goldmann (Petach Tikwa)
Streiflichter zur Geschichte der Juden in Hessen I. (Friedberg) 89

Prof. Dr. E. J. Görlich (Wien)
Erinnerungen an Ernst Waldinger 94

Dr. Ernst R. v. Rutkowski (Wien)
Einer der tapfersten Offiziere im Regimente. Oberleutnant in Reserve Dr. Siegfried Frisch im Weltkrieg 1914—1918 97

Dr. S. Neufeld (Ramat Chen)
Eine bedenkliche Statistik 131

Robert Dán (Budapest)
Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur. Repertorium 133

Literaturbeilage 155
Mit Besprechungen von Zeev Barth, Dr. Hugo Gold, Dr. Salcia Landmann, Prof Dr. Hermann Sternberg und Prof. Dr. Harry Zohn

★

Jeder Beitrag erscheint unter eigener Verantwortung des Verfassers. Für Manuskripte, die nicht im Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, wird keine rechtliche Haftung übernommen. / Es wird gebeten Manuskripte einseitig zu schreiben — erwünscht mit Schreibmaschine. / Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Bücher wird nicht übernommen.

Nachdruck nur mit ausdrücklicher vorheriger Genehmigung des Verlags und des Autors gestattet.

Redaktion und Verlag: Edition „OLAMENU" Tel-Aviv, P.O.B. 3002, Tel. 220025, ISRAEL
Herausgeber und Chefredakteur — HUGO GOLD, Tel-Aviv

Abonnement (nur ganzjährig) in US $ 8.50, DM 34.—, ö.S. 250.—, IL 30.—

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

J. Raphael (Ramat-Gan)

ÜBER DIE NACHKOMMEN DER CHARLOTTE EMBDEN AUS HAMBURG

Dies ist die Geschichte von drei Generationen, die in direkter Linie von Frau Charlotte Embden, geb. Heine, abstammen, — in grossen Umrissen niedergeschrieben, wie sie mir von ihrer 1892 zu Berlin geborenen, jetzt in Israel lebenden Urenkelin, Frau Leonie Kaminski, mitgeteilt worden ist. Charlotte Embden, die einzige Schwester des Dichters (sein „geliebtes Lottchen"), wurde 1800 in Düsseldorf geboren und starb in Hamburg am 14. Oktober 1899. Sie wurde vier Tage später, an ihrem hundertsten Geburtstag, zu Grabe getragen. Der Verlauf ihres eignen, reichen Lebens ist ein unterhaltsames Kapitel für sich und kann im Rahmen dieser Ausführungen nur gestreift werden.

Nachfahren und Abkömmlinge der verzweigten Heineschen Familien leben in vielen Ländern, aufgegangen in den Milieus verschiedenster gesellschaftlicher Schichten, verwandt und verschwägert mit vornehmen Häusern. Nicht selten ahnen sie nicht, dass ihre Herkunft auf die Angehörigen eines Poeten zurückgeht, dessen Namen erwähnt wird, „wenn man" — wie er vorausgesagt hat — „die besten Namen nennt..." Wenn jedoch Umstände, Personen und Anekdoten, die sich um Heinrich Heine angesammelt haben, mit mehr oder weniger Glück in der Romanliteratur ihren Platz fanden, so zeigen die folgenden, mehr als 150 Jahre umspannenden Szenen aus der Familienchronik seiner Schwester, dass nur das wirkliche Leben den Stoff für die zugkräftigsten Best-seller liefert.

Im Abrollen dieser Geschichte sind weit in die Vergangenheit reichende Erinnerungen lebendig geblieben, weil sie von Menschen handeln, deren Jahre von einer stolzen Tradition erfüllt waren. Urenkelin Leonie Kaminski hat die hochbetagte Charlotte Embden gesehen und erinnert sich, wie aufgeregt es in ihrem Berliner Elternhaus zuging, als es eines Tages hiess, die alte Dame — damals schon über 90 — sei auf dem Weg von Hamburg per Schnellzug, um den Verwandten den längst fälligen Besuch abzustatten. Eilig trafen die Kaminskis die Vorbereitungen zum Empfang. Zum Hauseingang in der Ritterstrasse führten vom Bürgersteig ein paar Steinstufen, und um dem Gast das Hinaufsteigen der kleinen Treppe möglichst leicht zu machen, wurden Stühle zum Ausruhen hingestellt.

Aber Frau Charlotte sah darin keinen Sinn und rief bei der Ankunft aus: „Was denken Sie sich denn? Halten Sie mich etwa für eine alte Frau?" —

Im Alter von 23 Jahren hatte Charlotte Heine im Juni 1823 den Kaufmann Moritz Embden geheiratet.[1] Die Ehe war mit fünf Kindern gesegnet: Maria (1824), Ludwig (1826), Anna (1829), Helene (1832) und Lieschen (1834).[2] Die älteste Tochter, Maria, heiratete 1843 Honoré de Voss. Durch ihre zweite Ehe (Juli 1854) mit dem Fürsten della Rocca (Michael de la Rocca d'Aspro) kam sie in die Aristokratie.[3] Ludwig Embden blieb ledig, liess sich in Wien nieder, hatte Beziehungen zu Kreisen der katholischen Kirche und wurde vom Kaiser von Österreich geadelt.[4] Auch Anna Embden blieb unverheiratet. Sie lebte viele Jahre in London, wo sie Vorleserin bei der Königin Victoria wurde. Sehr jung, im Alter von kaum 15 Jahren, starb Charlottes jüngstes Kind, Lieschen, im Jahr 1849. Der Tod dieses fröhlichen, immer zu Scherzen aufgelegten Mädchens erschütterte die ganze Familie und insbesondere Heinrich Heine.[5]

Im Haus Embden war es still geworden. Sorge und Liebe von Eltern und Verwandten waren fortan der Tochter Helene gewidmet. Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung erhalten und wurde in jeder Hinsicht das Ebenbild Charlottes. Helene hat ihren berühmten Dichter-Onkel nie vergessen. Sie war ungefähr zehn Jahre alt, als er 1842/1843 in Hamburg die Verwandtschaft besuchte und ihr mit seinen originellen Gruselgeschichten einen gelegentlichen Schrecken einjagte. Das alles vergass sie nicht; auch nicht, was er von der wunderbaren Stadt Paris erzählte, wo er mit Tante Mathilde wohnte und so viele Freunde hatte. Erst sehr, sehr viel später — bei einem Zusammentreffen mit der Tante — merkte Helene, dass diese an sich bezaubernd gutherzige Frau überhaupt nicht wusste, wie bedeutend und gross ihr zuletzt so schwer leidender Lebensgefährte war.

Natürlich war Helene bei den übrigen Mitgliedern des Heine-Clans in Hamburg gern gesehen. Sie kannte alle, auch die prominenten Herren, wie z.B. den eminent wohlhabenden Bankier Salomon Heine, von dem sie — im Gegensatz zum Onkel Heinrich — eine hohe Meinung hatte, und dessen Freigebigkeit sie zeitlebens rühmte. Der alte Salomon, ein Freund guten Essens und netter Schmeicheleien, war dem jungen Ding recht zugetan, wobei anzunehmen ist, dass Helene, neben ihrem Charme und Esprit, eine Portion diplomatischen Talents besass.

Das Hamburger Idyll endete, als Helene Embden die Ehegattin des Berliner jüdischen Kaufmanns Wilhelm Hirsch wurde und somit die Heimatstadt verlassen musste. Es war eine vorbildliche Ehe. Hirsch war der vollendete Typus des gebildeten, vornehmen Kaufmanns, eine sympathische Erscheinung, mit umfassendem Verständnis für die schöngeistigen Interessen seiner Frau. Die intellektuelle Erbschaft Heinrich Heines, die von Charlotte Embden angetreten

war, ist im gleichen Sinn im Heim der Tochter Helene weitergeführt worden. Zunächst aber erfuhr das in Berlin kaum begonnene Einleben eine Unterbrechung. Geschäftliche Pflichten, verbunden mit ausländischen Kontakten, erforderten Wilhelm Hirschs dringende Anwesenheit in Frankreich, und 1859 fuhr man nach Paris, in den politischen Glanz und den wirtschaftlichen Aufstieg des Second Empire. Dieser Aufenthalt zog sich länger hin als erwartet und nahm volle elf Jahre in Anspruch. Für Helene war es der erste Blick in eine bisher bloss vom Hörensagen gekannte Welt. Das also war Paris! Ihr Onkel war hier — im Exil — gestorben, erst vor wenigen Jahren. Erinnerte man sich seiner noch in dieser Stadt an der Seine? Einst galt er hier als der deutsche Dichter par excellence... Dann aber — — sein Begräbnis auf dem Montmartre war entsetzlich einsam und ärmlich gewesen...

Inzwischen hatte es sich in der Pariser Gesellschaft bald herumgeflüstert, dass die Lieblingsnichte des Poeten angekommen sei, und in den Salons öffneten sich die Flügeltüren, und Einladungen folgten auf Einladungen. Helenes Persönlichkeit faszinierte die Menschen, mit denen sie zusammenkam. Paris hatte seine grosse Sensation. Andererseits aber liessen sich die Eheleute Hirsch in ihrem Privatleben nicht stören. Sie hatten eine komfortable Wohnung eingerichtet, ihre zwei Kinder wurden dort geboren, beides Mädchen. Alice, das erste Kind, starb in früher Jugend. Von der zweiten Tochter, die am 15. März 1862 zur Welt kam und den Namen Mathilde erhielt, wird weiter unten noch zu berichten sein.

Von den Episoden der Pariser Jahre hat Helene Hirsch immer gern und ausführlich geplaudert. Sie erlebte die nach den Plänen von Baron Haussmann völlig umgewandelte City mit den neuen Bahnhöfen und Hotels und den brillianten Theatergebäuden. Und dann war die Grosse Ausstellung von 1867 mit den Zehntausenden von Besuchern aus aller Herren Länder. Helene wusste auch von den eleganten letzten Festlichkeiten und Bällen zu erzählen, die sie am imperialen Hof Napoleons III. und der schönen Kaiserin Eugenie mitmachte, von den Staatsmännern und Deputierten, die sie dort traf, von den vornehmen Damen in ihren Krinolinen und modischen Toiletten und vom Zeremoniell in den Tuilerien. Die 1870 drohende Kriegsgefahr veranlasste Wilhelm Hirsch, sich der Nationalgarde anzuschliessen, und er avancierte zum Offizier. Die Sommertage jenes Schicksalsjahres aber dämmten den Optimismus der Hauptstadt nicht ein, und erst als am Nachmittag des ersten Septembertages sich die Hiobsbotschaften von der Katastrophe von Sedan verbreiteten, vernahm man allmählich das Finale des Regimes. Für Familie Hirsch bedeutete das den Abschluss des Pariser Intermezzos. Dringend wurde ihr geraten, das Land zu verlassen. Da jedoch eine direkte Rückreise nach Berlin nicht zu arrangieren war, rettete man sich in aller Hast erst einmal nach Wien. Ein sorgenvolles Leben setzte ein. Finanzielle Not zwang den schleunigen Verkauf

eines erheblichen Teils der Wohnungseinrichtung wie auch die Veräusserung von Wertobjekten und Familienandenken. In dieser prekären Situation bewies Helene Hirsch eine gewisse, wohl aus der Hamburger Kaufmannstradition herrührende Begabung. Sie tat alles, um den Verkauf nicht ganz unvorteilhaft zu erledigen, doch ist ihren späteren Mitteilungen zu entnehmen, dass ihr bei jener Liquidation lediglich die Portieren aus einem Zimmer ihres einstigen Elternhauses verblieben waren.

Im Jahr 1876 wohnte die Familie Hirsch wieder in Berlin, in der Kochstrasse 31. Man war daheim gelandet, in der täglichen, geruhsamen Routine. Ihre einzige Tochter, Mathilde, war jetzt 14 Jahre und in ihrem ganzen Wesen, in ihren Interessen und Wünschen das getreue Abbild von Mutter und Grossmutter. Selbst die Heinesche „poetische Ader" entdeckte man bei ihr, und es existieren noch Handschriften ihrer fein empfundenen Lyrik, kleine, kluge Strophen, Verse mit Witz und Humor. [6] Als Randglosse darf hier registriert werden, dass Mathilde ihrem späteren Verlobten und Ehegatten anstatt Briefe nur in Verse gebrachte Gedanken zu senden pflegte. Sie heiratete 1884 den Kaufmann Heinrich Salomon. Vor mir liegt die zierlich gedruckte Karte, mit der unter dem Datum Berlin im Mai 1884 Wilhelm Hirsch und Frau, geb. Embden die Verlobung ihrer jüngsten Tochter „ergebenst anzeigen". Der Bräutigam, 1850 in Santomischel, einer Kleinstadt der Provinz Posen geboren, entstammte einer jüdisch-religiösen Familie, die zum Verwandtenkreis des gelehrten Posener Rabbiners Akiba Eger gehörte.

Indessen hatte Helene Hirsch im Lauf der Jahre ihr Domizil nach Charlottenburg verlegt, hatte in der Wielandstrasse eine trauliche Drei-Zimmer-Wohnung und hielt dort die Handvoll von Souvenirs, die aus Heimat und Jugend noch irgendwie übrig geblieben waren, zusammen. Mehr aber noch sammelte sie um sich Menschen, Freunde und Fremde, die von ihren vielen Erinnerungen hören wollten. Ihr Mann war gestorben, doch sie verfiel nicht dem resignierenden Alter. Mit bewundernswertem Stoizismus überlebte sie — genau wie ihre Mutter Charlotte — alle Unfreundlichkeiten der Zeit. Sie überlebte ihre beiden Kinder, die in Paris gestorbene Alice und dann, am 27. Dezember 1913, ihre Tochter Mathilde Salomon, die im Alter von 51 Jahren in Berlin an einem unheilbaren Leiden verschied. Helene ist niemals mutlos geworden, und das ging so noch durch vier Jahrzehnte. Sie hatte die zeitgenössische Welt um sich, und nicht nur die Vergangenheit, hatte ihren wöchentlichen „Jour Fix", so wie ihre Mutter in Hamburg bis zuletzt an ihren „Mittwoch-Empfängen" festhielt. Im Haus Wielandstrasse Nummer 7 trafen sich Männer der Bühne, kuriose Literaten, ambitiöse Journalisten, wie beispielsweise die Feuilletonistin Doris Wittner, die von Helene, der Nichte Heines, gar liebevoll schrieb und zudem den reizenden, viel gelesenen Heine-Roman „Die Geschichte der kleinen

Fliege" verfasste, der zwischen 1915 und 1920 unzählige Auflagen erlebte.[7] Ausserdem traf man in der Wielandstrasse u.a. den eifrigen Heineforscher Gustav Karpeles und den alten Julius Stettenheim, den Erfinder der Wippchen-Figur, oder den gefürchteten Theaterkritiker Alfred Kerr... Helenes Enkelin, Frau Leonie Kaminski, die mir davon erzählte, hat sie allesamt und noch andere Kapazitäten dort gesehen und weiss dabei hinzuzufügen, dass der 5. Februar, Grossmutters Geburtstag, jedesmal der „ganz grosse Tag" in der Wielandstrasse war, und zwar für alle, die sich — mit oder ohne Grund — zu dieser bevorzugten Gruppe der Berliner gebildeten Gesellschaft rechneten.

Im Spätsommer 1917 fiel der Vorhang. Helene Hirsch starb in ihren 86. Lebensjahr, unbesiegt, in der Fülle ihrer Fähigkeiten. Ein paar Zeitungen brachten Notizen. Die Historie vom Geschlecht der Charlotte Embden — seit Anfang von Frauengestalten inspiriert und inszeniert — war an einer markanten Station angelangt, hatte aber trotzdem nicht die Endphase erreicht. Was wie ein Schluss aussah, war der Beginn einer Wendung, die unvorhergesehen und doch nicht ohne Logik eintrat.

Mit dem Eintritt des zwanzigsten Jahrhunderts hatte sich die Welt draussen in neuen, unerhört grandiosen Dimensionen etabliert. Es wurde immer schwieriger, sich zurechtzufinden, wenn man glaubte, in den Ideologien und bürgerlichen Gewohnheiten der verflossenen 20 oder 30 Jahre stehen bleiben zu können. Im gemütlichen Heim von Heinrich und Mathilde Salomon wuchs eine neue Generation heran, ein Sohn Walter und eine Tochter Edith. Dann — am 3. März 1892 — kam die Tochter Leonie an, von der die weitere Fortsetzung dieses Aufsatzes handelt. Hier aber soll gleich vermerkt werden, dass Walter in jungen Jahren den ersten Weltkrieg als deutscher Soldat mitmachte und bei Arras in Nordfrankreich fiel. Edith erlebte den Zweiten Weltkrieg in London, wo sie 1940 bei einem Fliegerangriff den Tod fand. Wiederum hatte das Schicksal eine Frau— Leonie — ausersehen, die Tradition der Embden-Familie weiterzuführen, — diesmal durch die besonders unheimlichen Komplikationen unserer jüngsten Gegenwart.

In Leonies Elternhaus wurden tagespolitische Angelegenheiten intensiv diskutiert. Politik fing an, das persönliche Leben zu infizieren. Heinrich Salomons Aufmerksamkeit beschäftigten besonders alle Vorgänge, die mit der jüdischen Lage der Epoche zusammenhingen. Die von antisemitischen Kreisen und Presseorganen verursachte Stimmung machte ihn, der ein Kenner jüdischer Geschichte war, äusserst nachdenklich. Er suchte nach einer Lösung. Durch den Besuch zionistischer Vereine kam er bald in Kontakt mit den Prinzipien des modernen nationalen Judentums, und seit 1911 interessierte ihn das Aufbauwerk in Palästina. Er erwarb einige hundert Dunam Boden in der Nähe der alten Farm Merchawja, des Schau-

platzes des ersten Versuchs einer „Siedlungsgenossenschaft" nach Plänen von Professor Franz Oppenheimer, unweit der heutigen Stadt Afula.[8] Bevor die Familie nach Palästina übersiedelte, verlobte sich Tochter Leonie mit dem Kaufmann Hugo Kaminski aus Baden (geb. am 16. September 1889), den sie auf einem Berliner philharmonischen Konzert kennen gelernt hatte. Der junge Verlobte reiste bald nach, und 1913 wurde die Hochzeit in Haifa gefeiert. Zwei Knaben kamen zur Welt, der ältere (April 1914) im Krankenhaus geboren, das der 1909 ebenfalls aus Deutschland eingewanderte Arzt, Dr. Elias Auerbach, in Haifa geschaffen hatte. Kurz nach der Ankunft des zweiten Sohnes im Herbst 1915 musste die Familie in die frühere Heimat zurückkehren. Der Weltkrieg war ausgebrochen. Als deutscher Staatsangehöriger hatte sich Hugo Kaminski zur Erfüllung der Militärpflicht in Berlin zu melden. Es war eine wochenlange, abenteuerliche Fahrt.[9]

Nach Beendigung des Krieges 1918/19 versuchten die Kaminskis in Berlin Fuss zu fassen. Eine neue Existenz und Häuslichkeit wurden aufgebaut. Die Familie vergrösserte sich, zwei Jungens wurden geboren. Fast schien es, als könnte der Stil der früher gelebten deutsch-jüdischen Symbiose mit den geistigen Tendenzen der zwanziger Jahre in Harmonie gebracht werden. Das aber erwies sich als grosse Täuschung. Die alten Bedingungen waren nicht mehr vorhanden. Kommende Ereignisse warfen drohende Schatten voraus, so dass Hugo Kaminski ohne langes Zaudern sein Unternehmen liquidierte und 1932 nach Palästina zurück- und heimkehrte. Mit den Argumenten jener „Vor-Hitler-Epoche" betrachtet, wurde dieser Entschluss einer alt-eingesessenen, bürgerlichen Berliner Familie als eine geradezu ausgefallene Phantasterei abgetan. Man hatte noch nicht begriffen, dass es hier nicht um die Prozedur einer aus materiellen Motiven vorgenommenen „Emigration" ging, sondern um eine grundsätzliche Heimkehr, um das „Umsteigen" in eine neue Haltung, um die folgerichtige Entscheidung für die Renaissance des jüdischen Menschen. Hugo Kaminski hatte diese Entscheidung rechtzeitig getroffen.

So also geschah es, dass sich die vierte Generation einer der bemerkenswertesten jüdischen Familien des deutschen Kulturkreises im „Alt-Neuland" der eigenen Historie verwurzeln konnte. Einordnung in Leben, Arbeit, Zuversicht und Sorgen ging im dramatischen Tempo vor sich, wie es eben die Art Palästinas war. Gemeinsam mit tausend anderen brachten die Kaminskis bei der Wiedererstehung des Staates Israel ihr schweres Opfer, — einer ihrer braven Söhne fiel in den Kämpfen von 1948. Als dann im Jahr 1961 das Haupt der Familie, Herr Hugo Kaminski, in Tel-Aviv starb, war man längst in aller Selbstverständlichkeit von der Struktur der israelischen Gesellschaft und der Entwicklung des Landes aufgenommen. In ihrer Wohnung im Norden von Tel-Aviv hütet Frau Leonie in liebevoller Sorgfalt die zahlreichen Erinnerungen und

die — leider — wenigen Andenken. Aber sie ist glücklich, dass vor allem ihre Söhne gerettet und wertvolle Menschen dieses Landes geworden sind. Somit gibt es für sie in Israel keine Möglichkeit, einsam zu sein.

*

Hinter den Kulissen dieser Chronik steht — wie schon angedeutet — Heinrich Heine, der Mensch und der Dichter. Ohne ihn wäre die Sache weniger überraschend ausgegangen. War er doch in seinen Kollisionen mit Umwelt und Zeit in eine ausweglose Problematik geraten, — nicht zuletzt infolge der Unsicherheit und Zerfahrenheit seines Jude-Seins. Wie hätte er sich wohl zur endgültigen Entscheidung der fernen Nachkommen seines geliebten Lottchens gestellt?

Nun, — an seinem Werk wie an seinem Leben hat Heinrich Heine viel korrigiert, gestrichen, umgemodelt, und ich denke, er wäre mit dem frappanten „Happy End" dieser Geschichte zufrieden gewesen.

ANMERKUNGEN UND ERGÄNZUNGEN

1 Das Heiratsregister der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg, Jahrg. 1823, Blatt 17 (zitiert in F. Hirth, Heine Briefe, Mainz 1951, 4. Band, S. 46) gibt das Alter der Charlotte Heine bei der Heirat mit 18 Jahren an, was dazu geführt hat, dass auch anderswo gelegentlich 1805 als Jahr ihrer Geburt genannt wird. Ihr Gatte, Moritz Embden, lebte von 1790 bis 1866.

2 Die Geburtsdaten der Kinder sind bei F. Hirth (a.a.O.) ungenau. Vier Kinder aus der Ehe werden aufgeführt, aber Lieschen (geb. 1834) dort nicht erwähnt. Auch Kommentar bei F. Hirth (5. Band, S. 108), über die Geburt der Tochter Helene, ist unzutreffend.

3 Della Rocca war eifriger Sammler von Handschriften (u.a. Schiller, Liszt, Mendelssohn-Bartholdy, Rossini). Sein 1856 geborener Sohn Carlo Maria heiratete (1890) Ida de la Torre Lombardini. Aus der Ehe: Michael Cristoforo (1891) und Maria Yvonne (1896).

4 1892 publizierte er bei Hoffmann und Campe, Hamburg, Familienbriefe unter dem Titel „Heinrich Heines Familienleben".

5 Heine war stets um das Wohlergehen von Charlottes Kindern (insbesondere Helenes und Lieschens) besorgt. Über Lieschens Hinscheiden: Brief an Mutter und Charlotte, 29.3.1849 (F. Hirth, Heine Briefe 3. Band, S. 166), und Brief an Maximilian Heine, 3.5.1849 (F. Hirth, 3. Band, S. 180).

6 Unter dem Datum 30.1.1884 schrieb Mathilde Hirsch:

Einem Schiffe gleicht das Leben,
Welches stets der Sturm umbraust,
Freu' dich, wenn es dir gegeben,
Dass du Friedensküste schaust.

Ach, uns arme Passagiere
Wirft die Welle hin und her,
Dass man nicht den Mut verliere,
Wird den Menschen oftmals schwer.

Nach des Sturmes wilder Macht
Folgt dann oft mit Blitzesschnelle,
Nach der wild bewegten Nacht
Rosig schöne Tageshelle.

Und das Lebensschiff, es landet,
Hat es erst den Weg erkannt,
Und es ist doch nicht gestrandet,
Stand es ja in Gottes Hand.

Folgende Betrachtung schrieb sie im Jahr 1900:

Wenn ich beerdigt werde
auf dieser schönen Erde,
so sei es ohne Predigt, —
die wär' für mich erledigt.

Wäre sie gut, ich könnte sie nicht hören ...
Wäre sie schlecht, — wie sollt' ich mich beschweren!
Doch die allergrössten Qualen —
der Lebendige muss bezahlen ...

Und über die von ihr geführte koschere Küche:

Milchig, fleischig — ganz getrennt.
Jedes sich vom sehen kennt!

7 Ein Feuilleton von Doris Wittner „Bei Heinrich Heines Nichte" erschien im Juli 1915 im Berliner Tageblatt und in anderen Zeitungen.

8 Siehe: Franz Oppenheimer, Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes (Lebenserinnerungen), Düsseldorf, 1964, S. 213.

9 Eine ähnliche Überlandreise von Palästina nach Deutschland machte um dieselbe Zeit Dr. Elias Auerbach. Siehe sein Buch: Pionier der Verwirklichung, Stuttgart, 1969. S. 353 f.

Salcia Landmann (St. Gallen)

DER DIBBUK VON AN-SKI

Die Ablehnung des Dibbuk durch die Zeitgenossen

Die klassische jiddische Literatur Osteuropas entstand hauptsächlich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, ihre Ausläufer erstrecken sich bis nach dem Ersten Weltkrieg. Sie ist reich an epischer, weniger reich an lyrischer, eher arm an dramatischer Dichtung. Zwar gab es eine Anzahl jiddischer Bühnen, aber ihr Repertoire erhob sich kaum über das Niveau des sentimentalen oder humoristischen Volkstheaters.

Eine Ausnahme bildet „Der Dibbuk", eine dramatische Legende von An-ski. Sie entstand vor dem Ersten Weltkrieg — der genaue Zeitpunkt steht nicht fest —, wurde aber erst nach An-skis Tod (er starb 1920) aufgeführt. An-ski hatte seine dramatische Legende jüdischen Schauspielern und Regisseuren vorgelesen — sie fanden sie aber zu wenig theaterwirksam. Dabei standen diese Theaterleute keineswegs einem unbekannten Anfänger gegenüber: viele von An-skis heute längst verschollenen Komödien und Dramen wurden von jiddischen Bühnen längst mit Erfolg aufgeführt. Wäre es für ihn nicht so betrüblich gewesen, so könnte man es erheiternd finden, dass der gleiche Schauspieler, der damals das Stück am radikalsten zurückwies, später, als es ein Welterfolg wurde, in der Rolle des „Miropoler Zaddik (= Wunderrabbi)", der zentralen Gestalt im 3. und 4. Akt des Stückes, Triumphe feierte.

Literarische und überhaupt künstlerische Fehlurteile der Zeitgenossen sind an sich nichts Seltenes. Gerade bei den Juden gab es aber nur selten verkannte Genies. Meist fand der Dichter wache, verständige Leser. Wenn die jiddischen Klassiker dennoch arm blieben, so nur, weil die Leser oft zu arm waren, sich Bücher zu kaufen.

Vermutlich verfehlte „Der Dibbuk" seine Wirkung damals gerade durch das, was später Leser und Hörer an ihm so gefangen nahm: das faszinierende Bild einer ostjüdischen Welt, in welcher kabbalistische und chassidische mystisch-magische Elemente so dominieren, dass sie das nach wie vor geltende, meist rational (hygienisch, medizinisch, sozial) deutbare Talmudgesetz bereits zu magischem Ritus umgewandelt haben. Ein Prozess, den An-ski auch schon in früheren Werken dargestellt hatte, etwa in seinem zweibändigen Roman „Pioniere". Dort aber hatte er kritische Distanz gewahrt. In dem Roman schildert er die Chassidim als die finsteren abergläubischen Fanatiker, die sie im Spätstadium der Bewegung ja auch tatsächlich waren. In dem chassidisch beherrschten Städtchen weht die Luft der Inquisition. Allerdings flicht An-ski in dem Roman auch den jüdischen „Aufklärern", die den Chassidismus

bekämpfen, keinen Kranz: sie leben zu sehr nur aus dem Hass heraus, der schliesslich nicht nur die Auswüchse der Tradition, sondern alles Jüdische schlechthin negiert. Sie landen im seelischen Zusammenbruch, im Wahnsinn, oder sie treten ohne innere Notwendigkeit zum Christentum über.

Dies also, den Bankrott und die Tragik beider Parteien, der Chassidim wie auch der Maskilim (Aufklärer), hatten An-skis Leser gut verstanden. Was sie in jenem Zeitpunkt offenbar nicht begriffen, war An-skis konditionsloses Ja zur bisher von ihm selber so scharf bekämpften Mystik und Magie.

Zwar gab es damals in West- und Mitteleuropa bereits eine aufgewühlte „Neuromantik". Nichtjuden in Deutschland oder Frankreich hätten den Wert der Dichtung sofort erkannt. Das Geistesleben der Juden verläuft aber überall, wo sie aus eigenen Traditionen heraus leben, in einem andern Rhythmus als das der Umwelt. Mystik oder auch nur Verständnis für Mystik keimt bei den Juden immer nur in Zeiten bitterster Not.

Nun ging es ihnen zwar in Osteuropa auch vor dem Ersten Weltkrieg ausserhalb der Donaumonarchie nicht gut. In Russland und Rumänien waren sie unterdrückt und verfolgt. Es wurde aber alles noch weit schlimmer im Krieg und in der Revolution. Und in den Zwanziger Jahren wurde die jüdische Minorität im „freien Polen" planmässig dem wirtschaftlichen Untergang zugetrieben. Der Nobelpreisträger für Literatur, S. J. Agnon, schildert diese Agonie der Juden einer galizischen Gemeinde der Zwischenkriegszeit erschütternd in seinem Roman „Nur wie ein Gast zur Nacht".

Jetzt war die apokalyptische Stimmung da, aus der heraus eine unheimliche mystische Legende wie „Der Dibbuk" verstanden werden konnte.

Zu einer zweiten Welle der Aufgeschlossenheit für jüdische Mystik kam es nach den Massakern im Zweiten Weltkrieg: In Jerusalem lehrt und schreibt der grosse Erforscher der Kabbala (= jüdische Mystik des Mittelalters) Gerschom Scholem, und in Amerika dichten die beiden Brüder J. und I. B. Singer. Sie schildern die Zerfallserscheinungen des Chassidismus und die mystisch-orgiastischen Exzesse der Anhänger des Pseudomessias Sabbatai Zwi im 17. Jahrhundert.

In der UdSSR wurde ein adäquates Erfassen des „Dibbuk" in den frühen Zwanziger Jahren noch durch eine einzigartige Aufgeschlossenheit der Regierung für die nationale Folklore der vielen Völker des Riesenreiches, zu denen auch die Juden gehörten, erleichtert.

Damals griffen etwa gleichzeitig die jiddische „Wilnaer Truppe" in Polen und die „Habima" (= Bühne) in Moskau den Dibbuk auf. Beide Inszenierungen wurden zum Welterfolg.

Was ist ein Dibbuk ?

Das Wort kommt vom hebräischen „dabek" = anheften. Ein Dibbuk ist ein Totengeist, der sich an einen Lebenden „heftet", weil der Verstorbene aus irgend einem Grunde weder im Himmel noch in der Hölle Einlass findet. Er muss solange in einer „Wirrwelt" (olam ha-tohu) herumirren, bis es ihm gelingt, in den Körper eines Lebenden einzudringen. Ein Rabbiner kann, unterstützt von einer Betgemeinde aus zehn Männern, durch ganz bestimmte, sehr eindrucksvolle Zeremonien den Dibbuk exorzieren.

Wie aber konnte der Glaube an einen Dibbuk bei den Juden mit ihrer eher rationalen und nüchternen Religion, die primär auf das Ethische ausgerichtet ist und so wenig Raum lässt für phantastisch-unheimliche Vorstellungen, überhaupt aufkommen? Das Alte Testament leistet einer solchen Entwicklung kaum Vorschub.

Die jüdische Mystik

Es gibt in der jüdischen Geistestradition eben zwei Ströme. Die eine Richtung — wir kennen sie aus den 10 Geboten und den frühen biblischen Propheten — ist in der Tat primär rational und ethisch. Ihr entspringt auch das vernünftige, nüchterne und humane Talmudrecht. Noch deutlicher rational ausgerichtet war dann später, im frühen Mittelalter, die jüdisch-maurische Geisteswelt in Andalusien. Hier ist Gott auf eine prädikatlose „prima causa" alles Seins zusammengeschrumpft, und die Unsterblichkeit, an die die Juden seit dem dritten vorchristlichen Jahrhundert glauben, wird zwar nicht bestritten, jedoch streng an die Gabe der Vernunft geknüpft. Säuglinge sind demnach nicht unsterblich. Für Wunder-, Geister- und Gespensterglauben ist da kein Raum. Sogar die Wunder in der Bibel werden als „prophetische Phantasie" abgetan (Maimonides) oder mit der kühl distanzierenden Glosse versehen: „Der Einsichtige schweigt" (Abraham Ibn Esra).

Es ist verständlich, dass die spaniolischen Juden, die zu ihrer Blütezeit eine aristokratische geistige und soziale Elite des Landes bildeten, die Welt auf diese nüchterne und realistische Art interpretierten.

Es ist aber klar, dass andere, weniger priviligierte jüdische Gruppen mit einem solchen rational unterkühlten Gottesbegriff nicht leben konnten. Und auch den Juden Spaniens selber genügte ein solcher Gott nicht mehr, als die Symbiose mit den Mauren zerfiel und blutige Verfolgungen sowohl durch Moslims wie durch Christen einsetzten. Damals keimte bei ihnen die Mystik, wie immer in Zeiten der Bedrängnis. In der Ekstase erlebten sie den lebendigen Urgrund des Seins. Der substanzielle Gott der Bibel war wiedergeboren — befreit von den naiven anthropomorphen Elementen, dafür angereichert mit den phantastischen Vorstellungen, die seit der Zeit des babylonischen Exils ins jüdische Denken, Glauben, Träumen einge-

drungen waren und den babylonischen Talmud (es gibt daneben noch den weniger umfänglichen Jerusalemer) stellenweise ganz durchwuchern. Zwar gaben die Juden ihren Monotheismus zu keiner Zeit auf. Aber ähnlich wie die Christen dann später die antiken Gottheiten in Heilige uminterpretierten, so wurden die Götter Babylons für die Juden zu Engeln, Teufeln, Dämonen und Totengeistern. Und in Eins damit keimte bei ihnen auch der Glaube an Talismane, Amulette, Beschwörungen und Zauberei.

Und Gott verwandelte sich für den jüdischen Mystiker aus der zwar immer unsichtbaren, aber akustisch vernehmlichen, widerspruchsvollen Vatergestalt der Bibel in einen Riesenorganismus, der das gesamte Sein repräsentierte und symbolisierte oder mit ihm auch identisch war. Das gesamte mit Gott in eines gesetzte All war jetzt entweder eine gewaltige menschliche Gestalt oder ein Weltenbaum. Die einzelnen Glieder oder Zweige bildeten Sefirot — Sphären —, Grade der Seinsdichte.

Aus dem Glauben der heidnischen Vorderasiaten drang auch das weibliche Element in die Gottesvorstellung der jüdischen Mystiker ein: Gott wird jetzt manchmal als Einheit aus Männlichem und Weiblichem begriffen, wobei die männliche Schöpferkraft mitunter sogar als sexuelle Potenz interpretiert wird. Und das weibliche Element Gottes kann mit der Gemeinde Israels in eins gesetzt sein oder auch mit jenem Teil der Gottheit, der Israel überall hin ins Exil begleitet. Den weiblichen Begriff der „Schechina", wörtlich Einwohnung (Gottes), kannte schon der Talmud. In den mystischen Schriften der Juden, vor allem später bei den naiven Chassidim, tritt die Schechina manchmal als trauernde weibliche Gestalt sichtbar auf.

Auch das Böse wird jetzt neu interpretiert. Bisher war seine Existenz für die Juden — wie für alle Monotheisten — angesichts eines allmächtigen guten Gottes unverständlich und widersprüchlich gewesen. Jetzt löst sich die Frage mühelos: aus Persien übernehmen die jüdischen Mystiker die Vorstellung, dass das Böse, genau wie das Gute, ein Bestandteil der Gottheit selber ist. In zahllosen Bildern und Symbolen wird der Gedanke variiert. Das Böse enthält jetzt, wie Chanan im „Dibbuk" zitiert, folgerichtig „einen Funken Heiligkeit". Oder es war nur zu Beginn ein Teil Gottes und wurde dann in Splittern ausgeschieden, die jetzt frei in der Welt herumschweben. Es ist Aufgabe des Mystikers, sie einzusammeln und unschädlich zu machen. In eins damit wird er die Welt erlösen.

Kann demnach der Adept durch besondere Techniken die Welt als Ganze beeinflussen — warum sollte er dann nicht auch detaillierte Veränderungen, also Wunder, vollbringen und zaubern können? Tatsächlich berichten schon frühe mystische Erzählungen der Juden Babylons, wie es Mystikern gelang, aus Lehm ein Kalb oder einen Menschen zu zaubern. Diese Geschöpfe waren aber — im

Gegensatz zu jenen Gottes — unvollkommen. Das Kalb konnte immerhin geschlachtet und gegessen werden, der Lehmmensch aber, der Golem (golam = Lehmklotz), blieb vernunftlos und ohne Eigenleben, sodass seine Erzeuger es vorzogen, ihn in toten Lehm zurückzuverwandeln. Sie taten es, indem sie die Zauberformel rückwärts rezitierten oder indem sie vom Wort „emet" (Wahrheit), das der Lehmmensch auf der Stirn trug, den ersten Buchstaben wegwischten, sodass nur noch „met" (tot) übrig blieb.

Die ostjüdische Sage griff später die mystisch-magische Überlieferung vom Golem in vielen Abwandlungen auf. Eine davon knüpft sich an den berühmten Kabbalisten und Alchimisten Rabbi Löw in Prag, den Zeitgenossen des ebenfalls alchimistisch interessierten Kaisers Rudolf II. Hier ist der Golem als Roboter interpretiert, der, unüberwacht, fürchterliche Verheerungen anrichtet. In ihm ist die moderne Technik sowohl in ihren positiven wie negativen Aspekten voll vorweggenommen.

Methoden der jüdischen Magie

Mochten die Inhalte der jüdischen Mystik ein Sammelsurium aus dem gesamten nichtjüdischen Vorderasien sein — die Methode der Zauberei blieb im Wesentlichen immer jüdisch. Sie stützte sich fast ausschliesslich auf den Bibeltext, und zwar vor allem auf seine einzelnen Wörter und Buchstaben. Die Bedeutung, die hier den Buchstaben beigemessen wird, mag daher kommen, dass die Buchstaben eine rein semitische, möglicherweise sogar jüdische Erfindung sind. Es hatte in Mesopotamien, bevor die ersten semitischen Stämme — und unter ihnen die ersten Hebräer — hier eindrangen, nur eine Bildschrift gegeben, ähnlich der der Chinesen. Mit Hilfe der Buchstaben sollte jetzt auch der letzte Geheimsinn der Bibel aufgedeckt werden, mit ihrer Hilfe wurde auch versucht zu zaubern.

Die Grundmethode bleibt immer dieselbe: bei einzelnen für den Mystiker auf irgendeinem Grunde besonders wichtigen Bibelstellen (es brauchen keineswegs dieselben Stellen zu sein, die für den Historiker und Theologen interessant sind) werden die Buchstaben nach bestimmten Regeln (deren es aber unzählige gibt) entweder einzeln oder gruppenweise umgeordnet und miteinander ausgetauscht Oder der Mystiker errechnet den Zahlenwert einer ausgewählten Bibelstelle — Zahlen und Buchstaben sind im Hebräischen identisch. Nun kann man durch Neuaufteilung des Resultats oder durch geschicktes Puzzlespiel mit den Buchstaben versuchen, einen neuen Sinn der betreffenden Textstelle zu ermitteln, der zugleich der geheime, der wahre, der eigentliche Sinn ist. Der „pschat", der gewöhnliche und offenkundige Wortsinn, ist nur die Hülle, unter der sich das wahre Geheimnis verbirgt. Und dieser Geheimsinn ist zugleich die Zauberformel, denn auch Gott hat ja, um die Welt zu schaffen, dabei auf gleiche Weise den Bibeltext benützt.

Nach manchen mystischen Schriften gibt es übrigens nicht nur einen einzigen Geheimsinn der Bibel, sondern mehrere. Ja es gibt sogar eine uralte, aber unheimlich modern anmutende Auffassung, wonach die Bibel genau so viele Geheimaspekte enthält als seinerzeit Söhne Israels am Fuss des Berges Sinai standen. Jeder Geheimsinn ist einem einzigen Individuum streng zugeordnet. Diese Theorie basiert zugleich auf dem Glauben an die Seelenwanderung: Wer die Seele erbt, erbt auch den möglichen Zugang zum betreffenden Geheimnis.

Hier berührt sich eine alte kabbalistische Vorstellung mit jener Franz Kafkas von dem Manne, der sein ganzes Leben lang vergeblich durch das „Tor vor dem Gesetz" zu schlüpfen versucht. Erst vor seinem Tod fällt ihm auf, dass auch kein anderer je hindurchging. Der Wächter schreit dem vor Alter schon fast Ertaubten ins Ohr: „Dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schliesse ihn."

Ein ganzes Leben der Hingabe an ein mystisches Ziel kann also vergeblich sein.

Die Gefahren der Mystik

Doch auch das erreichte Ziel kann den Adepten verderblich werden. Eine alte im „Dibbuk" zitierte Talmudsage berichtet: Vier gelangten ins Paradies (gemeint: mystische Offenbarung wurde ihnen zuteil). Der erste sah und starb, der zweite sah und wurde wahnsinnig, der dritte sah und riss die jungen Pflanzungen aus (gemeint: er verdarb die Jugend). Nur Rabbi Akiba kam heil hinein und heil heraus.

Mit andern Worten: Schon lange vor der Entstehung der eigentlichen Kabbala im 13. Jahrhundert, in deren Hauptwerk, den Sohar, der junge Chanan im „Dibbuk" sich vertieft, wussten die Juden um die Gefahr, der jeder mystische Adept sich aussetzt.

Dabei war die Gefahr der Ketzerei, der die christlichen Mystiker sooft erlagen, eher gering. Wir sagten schon, dass sich für den Juden innerhalb des kanonischen Rahmens genügend Möglichkeiten boten für mystische Interpretation und Praktik. Nur ganz ausnahmsweise wurde der Rahmen der Tradition radikal gesprengt, nach den fürchterlichen Judenmassakern durch den ukrainischen Hetman Bogdan Chmjelnizki im 17. Jahrhundert. Damals brachen bei den erregten Anhängern der Pseudomessiasse Sabbatai Zwi in der Türkei und Jakob Frank in Polen sexualorgiastische Kulte aus. Wobei diese Gruppenorgien eine doppelte Bedeutung hatten. Erstens erwachte hier wieder eine vorderasiatische vorjüdische Tradition, gegen die schon die Propheten des Alten Testaments gekämpft hatten, und zweitens wurden diese Sexualorgien nicht nur als Kult, sondern zugleich als bewusste Sünde aufgefasst: Da der Talmud sagt, dem Kommen des Messias würden Zeiten wirrer Verderbtheit vorangehen, die sogenannten „Wehen des Messias", wollte man

durch planmässiges Sündigen die Endzeit signalisieren und die Erlösung rascher herbeizwingen.

Im allgemeinen aber waren bei dem starken Traditionsbewusstsein der Juden ketzerische Exzesse kaum zu fürchten, und zwar desto weniger, je gebildeter und folglich im kanonischen Schrifttum bewanderter der Mystiker war. Und die meisten Kabbalisten waren ja zugleich solide Talmudkenner.

Chassidismus — Mystik der Ungebildeten

Anders lagen die Dinge bei ungebildeten Adepten. Dies war auch der einzige Grund, weshalb die talmudgelehrten Rabbinen den Chassidismus, an sich eine harmlose, volkstümlich-mystische Bewegung der armen einfachen Leute in der Ukraine seit dem 18. Jahrhundert, scharf bekämpften. Auch er entstand, genau wie die beiden erwähnten ketzerischen Sekten, im Gefolge der Chmjelnizki-Massaker, war aber von Anfang an völlig frei von häretischen Zügen. Aber nicht nur seine Anhänger, auch seine Führer, die Zaddikim, d.h. die Wunderrabbis, waren (wenigstens zu Beginn der Bewegung) naive ungebildete Menschen. Sie predigten zwar nichts Gesetzeswidriges, sie behaupteten nur den Vorrang der Nächstenliebe und Gottesfreude vor jedem formalen Gesetz. Das stand schon im Talmud, und auch die Propheten hatten es gefordert. Auch Jesus, dessen Bewegung zunächst rein jüdisch war, postulierte und verwirklichte nichts anderes. Doch im Umkreis von Ungebildeten konnte eine solche relative Abwertung des formalen Gesetzes dennoch zur Gefahr für die offizielle Tradition werden.

Als sich die Chassidim dann aber rasch und bereitwillig wieder voll dem formalen Gesetz unterwarfen, geschah bei ihnen etwas Eigenartiges: Sie interpretierten dieses Gesetz nicht rational, wie die Talmudgelehrten es taten, sondern mystisch und magisch. Sie hielten es daher jetzt weit fanatischer ein als ihre nüchternen Gegner. Denn das Gesetz hatte ja nun eine neue, gefährliche Bedeutung gewonnen: seine Erfüllung oder Vernachlässigung konnte die ganze Welt erschüttern. Daher in den chassidischen Gemeinden Osteuropas der unheimliche und oft grausame Fanatismus, mit dem auf die Erfüllung auch unwichtiger Formalgesetze durch jeden Einzelnen geachtet wurde. Martin Bubers Geschichten, die von den frühen reinen Anfängen des Chassidismus erzählen, verraten noch nichts von diesem späteren Abgleiten der Bewegung ins Magisch-Primitive.

Gerade in dieser Spätphase spielt aber der „Dibbuk". Es ist eine verzauberte Traumwelt. Auch das Bild des Wunderrabbi hat sich hier verändert. Er vollbringt nach wie vor Wunder, aber nicht mehr wie der Baal-Schem-Tow, der Begründer der Sekte, oder wie Jesus, durch Handauflegen und einfachen Zuspruch, sondern durch ein kompliziertes magisches Ritual mit Zauberformeln aus der Kabbala und exakt festgelegten Beschwörungsriten.

Den anfänglichen Chassidismus lehnten die Rabbiner also nur aus Furcht vor möglichem Abgleiten der ungebildeten Adepten in die Häresie ab. Doch sahen sie auch die Beschäftigung Hochgebildeter mit der Kabbala nicht gern. Hier fürchteten sie nicht Häresie, sondern das, was die Sage von Rabbi Akiba deponiert: dass der Adept sein seelisches Gleichgewicht einbüssen und sich vielleicht auch physisch zerstören könnte. Daher verboten viele ostjüdischen Rabbinen vor allem unverheirateten jungen Leuten — also seelisch Ungefestigten — die Lektüre kabbalistischer Bücher. In manchen Gemeinden blieb die Kabbala sogar bis zum vierzigsten Jahr untersagt. Welcher Art die Gefahren waren, zeigt auch das Schicksal des jungen Chanan im „Dibbuk".

An-ski

Wer war An-ski, dem wir wohl die eindrücklichste Darstellung einer Dibbuk-Beschwörung in dieser jüdisch-mystischen Welt Osteuropas verdanken?

Zunächst ein paar Daten aus seinem Leben, das sich wie ein schwermütiger Abenteuerroman anhört. Geboren ist er vermutlich 1863 entweder im weissrussischen Witebsk, wo auch Chagall herkommt, oder im Dorfe Tschaschnik nahe bei Witebsk. Seine Ursprünge verschwimmen genau wie die des Baal-Schem-Tow ins Legendäre. Sein Vater war als wenig erfolgreicher Vertreter einer Moskauer Firma dauernd unterwegs. Seine Mutter ernährte die Kinder mit einer kleinen Schankwirtschaft. Sie hiess Chana, europäisiert Anna, und An-ski, der seine Mutter zeitlebens tief verehrte und in vielen Novellen schilderte, hat den ersten Teil ihres Namens sogar in sein Pseudonym An-ski (er schrieb es immer mit Bindestrich) eingebaut. In Wirklichkeit hiess er Schlomo Sanwel Rapoport.

Zunächst genoss er die übliche traditionelle Bildung. Das bedeutet vom dritten, spätestens fünftem Jahr an Besuch des Cheders. Cheder heisst wörtlich Zimmer, und man versteht darunter die jüdische Elementarschule, wo die Knaben direkt aus dem Bibeltext die hebräische Schrift und Sprache erlernten. Mit acht, spätestens neun Jahren waren die begabteren Schüler imstande, Talmud und Bibelkommentare zu studieren, die zum Teil auch in aramäischer Sprache abgefasst sind.

Eine andere Schule hat An-ski nie besucht. Natürlich sprach er neben Jiddisch, der Umgangssprache der Ostjuden, auch Russisch. Aber bis zu seinem siebzehnten Jahr konnte er weder russisch schreiben noch lesen. Er stürzte sich aber schon sehr früh in die jüdische Aufklärungsliteratur, die, im Gegensatz zu volkstümlichen Büchern, nicht in Jiddisch, sondern in Hebräisch, der Sprache der Gebildeten unter den Juden, abgefasst war. Diese Literatur sagte nicht nur dem exklusiven Talmudstudium und erst recht

dem „abergläubischen" Chassidismus den Kampf an, sondern forderte die Erlernung praktischer Berufe und vor allem die exakte Kenntnis der Landessprache, in diesem Fall also des Russischen. An-ski, tief beeindruckt, begann auf eigene Faust Russisch zu erlernen.

Es waren also — eigentümlich genug — Bücher in der „Heiligen Sprache", die ihn von der jüdischen Tradition fort zu europäischen Sprachen, Ideen und Idealen trieben.

Er zog von Witebsk nach Liosne, wo er sich in die russische Literatur vertiefte und gleichzeitig als praktische Berufe Schneiderei und Buchbinderei erlernte. In diese Zeit fallen auch seine ersten schriftstellerischen Versuche, und zwar in Russisch. Er schickte Proben seiner Arbeiten nach Petersburg an den damals berühmten Volksschriftsteller Gljeb Uspjenski, der sofort An-skis Begabung erkannte und die Novellen in der besten Zeitschrift der Narodniki, Russkoje Bogatstwo (Russischer Reichtum) zum Abdruck brachte. Er führte den jungen Debutanten auch in den Petersburger Michailowski-Kreis ein, wo die Elite der Revolutionäre verkehrte. 1888 begann An-ski auch in der russisch-jüdischen Zeitschrift Woss'chor zu publizieren. Sein erster Beitrag war „Die Geschichte einer Familie".

In dieser Zeit las er die Schriften der Norodniki (narod — Volk), einer sozial-revolutionären Sekte, welche fordert, man müsse unter das einfache Volk gehen, es aufklären und revolutionieren. Die Thesen der Narodniki überzeugten ihn restlos. Er beschloss, zu den Bauern aufs Land hinauszuziehen und sie zu belehren. Das war allerdings im zaristischen Russland für einen Juden nicht einfach. Das vorgesehene Dorf lag ausserhalb des jüdischen „Ansiedlungsrayons". Ausserdem konnte niemand auf dem Land draussen einen Buchbinder oder Schneider brauchen. Also erlernte An-ski auch noch den Beruf eines Schmieds und überlegte, ob er nicht zum russisch-orthodoxen Glauben übertreten sollte. Schliesslich fand er ein Dorf mit einer Kohlengrube, in der er Arbeit annahm. Ob nun die Passpolizei auf die Papiere eines armseligen Grubenarbeiters weniger achtete oder ob sie für dieses schwere Metier den Wohnsitz einem Juden überall freigab — jedenfalls blieb An-ski im Dorfe ungeschoren und unterrichtete in der knappen freien Zeit die Bauern.

Irgendwann in diese Periode — vermutlich, ehe er aufs Dorf hinauszog — fällt eine Liebesgeschichte An-skis, die ihn für sein ganzes Leben prägte. Seine Biographen drücken sich ein wenig änigmatisch aus: „Die Frau, die er liebte, konnte er nicht heiraten, und vor der, die er heiratete, musste er sich nach schwerem Herzleid scheiden lassen". Übereinstimmend berichten sie aber, dass diese schwere Erschütterung An-ski, bisher einen fröhlichen Mann „mit stählernen Muskeln", der die Gesellschaft von Frauen liebte und von ihnen umschwärmt wurde, in einen gebrochenen, mit einem Schlag gealterten Mann verwandelte.

Dieser Kummer — und nicht politische Verfolgungen — trieben An-ski 1892 ins Ausland, nach Bern, Berlin, schliesslich nach Paris, wo er Sekretär des berühmten Sozialrevolutionärs Piotr Lawrow wurde. Als dieser bald darauf an Tuberkulose starb, übernahm An-ski das Sekretariat der „revolutionären Schule" in Paris.

Bisher hatte er sich in Wort, Schrift und Tat nur für das Glück der ganzen Menschheit, ohne Unterschied der Volkszugehörigkeit, Rasse oder Religion eingesetzt. Um die Jahrhundertwende aber widerfuhr ihn dasselbe wie dem späteren Schöpfer des politischen Zionismus: Theodor Herzl. Beide wurden Zeugen des „Dreyfus-Prozesses", in welchem, mitten im „aufgeklärten" Frankreich, ein unschuldiger jüdischer Hauptmann unter dem Beifall von Presse, Kirche, Militär und Intelligenz des Landes als „Hochverräter" angeklagt und verurteilt wurde. Beide, Herzl wie An-ski, verloren die Hoffnung auf übernationale Lösungen des Judenproblems und wandten sich bewusst dem Judentum zu. Für Herzl, den total traditionsentfremdeten „Assimilanten", bedeutete dies die erste Berührung mit jüdischen Inhalten, für An-ski war es Rückkehr zur Welt seiner Kindheit.

An-ski begann jetzt, neben russisch auch jiddisch zu schreiben und suchte Kontakt mit der jüdisch-sozialistischen Bewegung Polens, dem „Bund", der bis in die Hitlerjahre hinein existiert hat. Einige seiner Führer versuchten sich in den Nazijahren nach den UdSSR zu retten, wo sie unter Stalin exekutiert wurden. 1902 verfasste An-ski für den „Bund" die beiden Hymnen „Di schwu'e" (Der Schwur) und „In salzikn jam fun menschleche trern" (Im salzigen Meer aus menschlichen Tränen). In der letzteren bekennt er sich ausdrücklich zum marxistischen Atheismus. Eine Zeile lautet: „Got un maschiach in ejnem geschtorbn" (Gott und Messias gleichzeitig gestorben). Später, nach seiner stärkeren Hinwendung zur jüdischen Religion und Folklore, ärgerte er sich über die Stelle und veranlasste ihre Streichung aus dem inzwischen viel gesungenen Lied.

Sein Interesse für Folklore jeder Art wuchs schon in Paris. Zunächst war es nur jene Frankreichs, die er mit der Russlands zu vergleichen suchte. Aber zunehmend zieht ihn die Folklore der Ostjuden an: ihre Lieder, Bräuche, Sagen, Sprüche. Ein Narodnik in Paris bewunderte an An-ski, dass er „zugleich zutiefst russisch und zutiefst jüdisch" war, dass er nacheinander mit gleicher Leidenschaft und Vollendung russische und kabbalistische Weisen sang. Nach wie vor verkehrt er in sozialistischen Führerkreisen, aber er schreibt jetzt vorwiegend jiddisch. Ähnlich hatte vor ihm der russisch-jüdische Dichter Samuel Frug nach einer Welle von Judenpogromen und neuen drückenden zaristischen Erlassen begonnen, nicht mehr russisch, sondern jiddisch zu dichten, obwohl seine Muttersprache — anders als die An-skis — russisch war und er zu diesem Zwecke jiddisch erst richtig erlernen musste. An-ski publi-

ziert jetzt viele seiner Erzählungen in der neuen jiddischen Tageszeitung „Der Frajnd".

Gleichzeitig wirft er sich mit der ihm eigentümlichen Leidenschaft in die Durchforschung der ostjüdischen Folklore. Es gelingt ihm, den reichen russisch-jüdischen Baron Herz Ginzburg — er ist für die Juden Russlands das, was die Barone Rothschild für die Juden weiter westlich — für seine Pläne zu gewinnen. Ginzburg finanziert grosszügig An-skis „Jüdische Ethnographische Gesellschaft" mit Sitz in Petersburg. Unter ihren zwölf Mitgliedern umfasst sie den bekannten Komponisten Engel und den Ethnologen N. Sterenberg. Sie sammeln in siebzig kleinen Provinzorten mit vorwiegend jüdischen Einwohnern alte jüdische Sagen, Märchen, Bräuche, Geistergeschichten etc. Die Ergebnisse fasst Abraham Rechtmann in seinem Buch „Jüdische Ethnographie und Folklore" (erschienen bei YIWO, Buenos Aires, in jiddischer Sprache) zusammen.

Zu gleicher Zeit begeistert sich An-ski für die Taten der jüdischen Palästinasiedler und für Jabotinskis „Jüdische Legion" in Palästina. Er sieht die Zeiten der Makkabäer und Bar Kochbas — jüdische Freiheitshelden aus dem Altertum — wieder anbrechen.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges behindert die Folkloreforschung in der Provinz. Aber An-ski ist nicht müssig. Die Ostfront ist über Galizien hinweggefegt und hat dort bei der armen jüdischen Bevölkerung eine unvorstellbare Not hinterlassen. An-ski organisiert einen „Verband russischer Juden" und bringt Hilfe. Seine Eindrücke hält er in dem erschütternden Bericht „Churban Galizje" (Die Zerstörung Galiziens) fest.

Inzwischen ist die russische Revolution ausgebrochen. An-ski, nach wie vor Sozialist, wird zum Deputierten in Petersburg gewählt. Als die Bolschewiki an die Macht gelangen, kann er gerade noch mit knapper Not nach Wilna entkommen, wo er sogleich eine Zweigstelle seiner Ethnographischen Gesellschaft gründet.

Der Krieg geht zuende. Im befreiten Polen kommt es zu wilden Judenmetzeleien. Als An-ski hört, dass die Polen den orthodoxen Juden die Bärte ausreissen, lässt er sich einen grossen wilden Bart stehen. Ähnlich hatte seinerzeit Theodor Herzl reagiert. Als die deutschnationale Wiener Studentenverbindung, der er angehörte, antisemitische Paragraphen in ihre Statuten einbaute, trat er aus der Verbindung aus und trug von da an bis zu seinem Lebensende einen Bart.

1920 versucht An-ski, bereits ein todkranker Mann, in Warschau eine weitere Zweigstelle seiner Folklore-Gesellschaft zu gründen. Er stirbt am 8. Mai und wird in Warschau im sogenannten „Ohel (Zelt) Perez" neben den jiddischen Dichtern Perez und Dineson begraben.

Eine Gesamtausgabe seiner Werke hat An-ski nicht erlebt. Was er in russischer Sprache schrieb, dürfte heute schwer aufzutreiben

sein. Sein jiddisches Werk erschien jetzt gesammelt, und zwar: 2 Bände Dramen, 5 Bände Komödien, 2 Bände Humoresken, 2 Bände Lieder, 2 Bände Gedenkschriften, 1 zweibändiger Roman „Pioniere", 1 Band Novellen. Dazu kommt noch 1 Band „Folklore und Ethnographie". In deutscher Übersetzung waren zu seinen Lebzeiten in einer heute veraltet klingenden Übersetzung „Der Dibbuk" und, in der Zeitschrift „Ost und West", etliche folkloristisch gefärbte Erzählungen erschienen.

Nur weniges aus An-skis Werk würde lohnen, heute noch gelesen oder übersetzt zu werden. Viele ihm wichtige Fragen — so vor allem die Konflikte zwischen den Chassidim und den Aufklärern in den ostjüdischen Städtchen — sind heute obsolet. Das wenigste ist mit dichterischer Kraft gestaltet. Eine Ausnahme bildet „Der Dibbuk".

„Der Dibbuk" von An-ski

Die starke Wirkung, die „Der Dibbuk" in den Zwanziger Jahren auch auf Nichtjuden ausübte, war kein Zufall. Es ist An-ski gelungen, in seiner dramatischen Legende Widersprüchliches zur fugenlosen Einheit zu schmieden.

Da wäre gleich zu Beginn eine Hauptschwierigkeit: eine Liebestragödie in einem traditionsgebundenen, bemittelten ostjüdischen Hause. Praktisch fast eine Unmöglichkeit. Denn nur Kinder armer Proletarier blieben lange genug ledig und genossen genügend Bewegungsfreiheit, um sich überhaupt verlieben zu können. Die respektablen Bürger verheirateten ihre Söhne und Töchter oft schon vierzehn-, fünfzehnjährig.

An-ski findet den Ausweg: Ein halbvergessenes Versprechen, sich mit einem inzwischen verschollenen Freund zu verschwägern, lässt den Vater des Mädchens die Verlobung immer wieder hinauszögern. So reift sie zur liebesfähigen Jungfrau heran.

Wir sagten schon, dass An-ski im „Dibbuk" die zuvor von ihm scharf bekämpfte jüdische alte Tradition restlos bejaht. Er bejaht auch die Sitte, dass Eltern die Kinder verheiraten. Die Liebe des Mädchens sprengt den Brauch nicht: sie gilt ja dem Jüngling, der ihr nach dem Gelübde des Vaters eigentlich bestimmt war und der aus Kummer stirbt, als das Mädchen einem anderen anverlobt wird. Als Dibbuk kehrt er zum Mädchen zurück.

Das Dibbukerlebnis des Mädchens ist ebenfalls organisch in die Handlung eingebaut: immer wieder klingt der Gedanke an Wiedergeburt, Seelenwanderung, wenigstens zeitweilige Präsenz der Toten inmitten der Lebenden auf. Obendrein erklärt der Meschulach, der kabbalistische Sendbote, dem Mädchen das Phänomen des Dibbuk.

Einleuchtend auch für den „ungläubigen" Zuschauer ist, dass es der gewaltigen Beschwörung des Miropoler Rabbi gelingt, den Dibbuk zu exorzieren. Einleuchtend und sogar selbstverständlich ist

aber auch, dass das Mädchen die Trennung vom Dibbuk nicht überlebt.

Vor allem aber gelingt es An-ski, den Zuschauer von Anfang bis Ende in den Bann der kabbalistisch-chassidischen Traumwelt einzuziehen: durch kabbalistische Gesänge und Kontemplationen, durch chassidische Tänze und Wundergeschichten, durch die nächtliche Stimmung im alten Bethaus, durch das Grabmal des gemordeten Liebespaars auf der Bühne, das auf jeder Hochzeit der Lebenden mittanzt, durch die Beschwörungsriten des Miropoler Rabbi.

Und es gelingt An-ski auch, die Liebe zwischen den beiden jungen Menschen in ihrer ganzen Auswegslosigkeit, Tiefe und Intensität fühlbar zu machen, obwohl er die beiden kaum ein Wort miteinander wechseln lässt.

Die Inszenierungen des „Dibbuk"

Man sollte denken: bei einiger Milieukenntnis — die sich aber auch der Aussenstehende beschaffen kann — muss eine Aufführung des „Dibbuk" glücken. Sie glückte sowohl der „Wilnaer Truppe", einer polnisch-jüdischen Volksbühne, die mit den einfachen, realistischen Formen aller Volkstheater arbeitete, wie der „Habima" in Moskau, obwohl hier der Text ins Hebräische übersetzt war.

Den Unterschied zwischen Jiddisch und Hebräisch kennen heute wohl die meisten: Jiddisch ist im Wesentlichen mittelalterliches, hebräisch durchstreutes Deutsch, das die Juden seinerzeit, als sie nach den Massakern im Mittelalter aus Deutschland ostwärts flohen, aus ihrer alten Heimat mitbrachten, beibehielten und in ihrer neuen Heimat mit slawischen und noch weiteren semitischen Elementen anreicherten. Es ist eine ungemein farbige und ausdrucksvolle Volks- und zugleich Bildungssprache, die mit der ostjüdischen Folklore zusammen, wie sie sich auch im „Dibbuk" präsentiert, eine stilistische Einheit bildet. Hebräisch dagegen ist ein hartes, semitisches, strenges Idiom, in welchem die Bibel, ein Teil des Talmud und fast das ganze mittelalterliche Schrifttum der Juden abgefasst ist.

Die Habima in Moskau spielte also hebräisch. Und sie bemühte sich auch gar nicht um eine zwanglos-realistische Wiedergabe der ostjüdischen Welt. Es waren ja auch keine Volksschauspieler, die hier auftraten, sondern Hochgebildete, und zwar Zionisten, die das Jiddisch als reine Exilsprache ablehnten und es in Kauf nahmen, sogar einen Stoff wie den Dibbuk, der mit der jiddischen Sprache doch so restlos verwachsen ist, hebräisch zu interpretieren. Und zwar in einem strengen, expressionistisch-symbolischen Stil.

Diese Inszenierung war ein Werk des genialen christlichen Regisseurs Wachtangow. In jedem Augenblick blieb sein Szenenbild straff im Aufbau. Er arbeitete mit farblich hart voneinander geschiedenen Gruppen und Blöcken. Zum Teil ergab sich das ganz von selbst durch exakte Beobachtung der chassidischen Tracht und Sitte.

Frauen und Männer mischen sich nie. Die chassidischen Männer trugen — und tragen auch heute noch — schwarze Kaftane, Pelzmützen und Kniehosen, dazu weisse Kniesocken. Das ergab auf der Bühne einen schwarzen massiven Block, bei dem Wachtangow die in Wirklichkeit undisziplinierten und nervösen Gesten der Ostjuden choreographisch exakt regelte. Auch die Gruppen der Frauen blieben einheitlich: in dezente, diffuse Farben gekleidet, in den kollektiven Bewegungen bis ins Letzte festgelegt. Lea erschien abwechselnd in Schwarz und — als Braut — in Schneeweiss mit schwarzem Überwurf und schweren schwarzen langen Zöpfen. Der Wanderbote stand immer abseits — was auch seiner Rolle entspricht — und war von Kopf bis Fuss in gespenstisches Aschgrau gehüllt. Auch Bart und Botensack waren grau.

Die Bewegungen der Schauspieler waren eher knapp bemessen. Desto lebendiger wirkten aus solcher Ruhe heraus der ekstatisch entflammte Tanz der Chassidim im 1. Akt und der unheimliche Tanz der Bettelweiber am Hochzeitsmorgen.

Auch bei Lea achtete Wachtangow darauf, dass sie sich kaum bewegte. Nur so erreichte er die packende Wirkung beim plötzlichen wilden Aufspringen der Besessenen.

Hier erlaubte er sich übrigens eine kleine Freiheit An-skis Text gegenüber: Er lässt Lea mit Chanans Stimme und in seiner Melodie die Verse aus dem Hohelied singen, die Chanan kurz vor seinem plötzlichen Tode sang.

Für den dritten und vierten Akt ergibt sich der Aufbau ganz von selbst: Hinten, oben am Tisch, die Szene dominierend, sitzt der exorzierende Zaddik; die Zehnergemeinde gruppiert sich um ihn, seitlich vorn steht, isoliert, Lea.

Die Habima hatte ausserdem das Glück, für die Rolle der Lea Chana Rowina zu gewinnen — eine Erscheinung von strenger Schönheit mit einer zarten, glockenreinen Stimme, die aber in den Szenen der Bessenheit zu einem herrlichen, sonoren Alt anschwoll.

Auch wenn man einen zweiten Wachtangow und eine zweite Rowina kaum finden wird, sollte eine Aufführung auch heute noch gelingen. Ein Teil der Melodien der Wilnaer Truppe und der Habima haben sich erhalten, desgleichen mehrere gute Abbildungen der Habima-Inszenierung. Zusätzliche chassidische Melodien finden sich auf Schallplatten, sie können auch im originalen Milieu, genau wie chassidischer Tanz, heute noch studiert werden: Gruppen von Chassidim haben sich zusammen mit ihren Zaddikim in den Hitlerjahren aus Osteuropa nach Amerika retten können.

Die Erfahrungen späterer Aufführungen lehren: Wichtig ist, dass man keine Abänderungen vornimmt, die gegen die chassidischen Bräuche verstossen und damit die Echtheit des Milieus zerstören. Dagegen wird die Wirkung durch Kürzungen vor allem des 3. und 4. Aktes nicht gestört. —

Dr. S. Neufeld (Ramat Chen)

... DEN FRÜHVOLLENDETEN ...

Auch schon in früheren Vernichtungsfeldzügen waren die Opfer, die wir Juden zu bringen hatten, bei unserer geringen Zahl recht spürbar. Im Weltkrieg 1914 bis 1918 sind auf deutscher Seite ungefähr zwölf tausend Juden gefallen. Wenn wir in Wehmut dieses kostbaren jungen Blutes gedenken, so drückt uns der Gedanke nieder, dass hier ausschliesslich jungen Menschen der Lebensfanden abgeschnitten wurde. Sie hätten sich entfalten und vielleicht wichtige Beiträge zur Kultur und zur Wirtschaft leisten können. Sie hätten Kinder gezeugt, die dann wiederum ihr Bestes zum Wohl der Allgemeinheit hätten leisten können.

Aus dem engsten Kreise meiner Weggenossen seien hier fünf junge oder angehende Rabbiner genannt, die im Kriege gefallen oder den unmittelbar folgenden Kriegskrankheiten zum Opfer gefallen sind. Beiweitem nicht alle, die Rabbiner werden und in jüdischen Gemeinden hätten wirken können, werden hier genannt, sondern nur diejenigen, die an der Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums ausgebildet wurden. Im Gegensatz zu anderen Ländern gab es in Deutschland für angehende Theologen keine Befreiung vom Heeresdienst oder wenigstens Befreiung vom Dienst mit der Waffe. In Israel werden sogar Jeschiwa-Bachurim — angeblich siebzehn Tausend — vom Heeresdienst und sogar vom Ersatzdienst befreit, obwohl der geringste Teil von ihnen später Rabbiner wird.

Von den Hörern der Hochschule fielen im Kriege Dr. Siegfried Schemel, Alfred Salomon und Dr. Max Lichtenstein. Der tückischen Grippe, die in kurzen Abständen zweimal die ausgezehrte Bevölkerung heimsuchte, sind Rabbiner Dr. Emil Berger in Görlitz und Rabbiner Dr. Fritz Bernstein in Preussisch-Stargard zum Opfer gefallen.

Mit Ausnahme von Dr. Schemel standen sie mir alle persönlich nahe und waren in dem an der Hochschule bestehenden jüdisch-theologischen Verein (J Th V) zusammengeschlossen. Dr. Siegfried Schemel gehörte einem bedeutend älteren Kreise an. Er ist am 7.11.1881 im Sorau geboren, hatte schon im Frieden aktiv Dienst mit der Waffe geleistet, und sein Studium hatte sich dadurch erheblich verzögert. Sofort bei Kriegsbeginn rückte er als Reservist mit der Waffe in einem Märkischen Infanterieregiment ein. Im September 1914 geriet er bei der grossen Niederlage an der Marne verwundet in Gefangenschaft und starb bereits am 10.9.1914. Alfred Salomon, erst am 25.10.1893 in Wittenberg geboren, kam mit 18 Jahren an die Hochschule. Er hatte in einer winzigen Gemeinde gelebt, nur durch einen Lehrer aus dem benachbarten Dessau etwas von jüdi-

schem Leben und jüdischem Wissen erfahren, aber dies Wenige trieb ihn dazu, mehr zu lernen und auf der Hochschule zu studieren. Mit noch nicht 21 Jahren wartete er nicht erst, bis er aufgerufen wurde, sondern meldete sich sofort bei Kriegsbeginn zur Infanterie. Nach sehr kurzer Ausbildung zog er ins Feld und fiel in Flandern bei einer der ersten mörderischen Schlachten mit vielen anderen Jugendlichen am 2.11.1914. Dr. Max Lichtenstein, am 9.7.1889 in Berlin geboren, stammte aus einer begüterten, stark assimilierten Familie, fand aber auf dem Weg über den Zionismus zu jüdischer Lehre und zu jüdischem Wissen. Er gehörte damals schon dem zionistischen Verein Jüdischer Studenten (V J St.) an. Mit einer Arbeit über orientalische Sprachen hatte er bereits promoviert. Freiwillig meldete er sich bei Kriegsbeginn und fiel bei der grossen Vernichtungsschlacht bei Pracznytz am 28.7.1915.

Als ganz natürliche Folge der Unterernährung setzte gegen Ende des Krieges eine Grippe ein, der gerade die Gesündesten am häufigsten zum Opfer fielen. Rabbiner Dr. Emil Berger, geboren 1888 in Berlin, bereits als Rabbiner in Görlitz seit April 1914 tätig, ein hochbegabter Denker, mit einer ausgezeichneten Dissertation über Philosophie zum Dr. promoviert, war von jedem Heeresdienst befreit, weil er in der grossen Garnisonstadt Görlitz neben seinen Gemeindepflichten als Militärseelsorger unentbehrlich war. Im Oktober 1918, einen Monat vor Kriegsende, fiel er der grossen Seuche zum Opfer.

Dr. Fritz Leopold Bernstein stammte aus Breslau, wo er 1888 geboren war. Er studierte zunächst am Breslauer jüdisch-theologischen Seminar und an der Breslauer Universität, und promovierte hier. Nach Erfüllung seines aktiven Wehrdienstes kam er zur Vollendung seiner Studien an die Berliner Hochschule. Sofort bei Kriegsausbruch wurde er zum Heeresdienst eingezogen. Drei Jahre lang war er als Infanterist an der Front, blieb aber von allen Gefahren verschont. Im Herbst 1917 kam er als Rabbiner nach Preussisch-Stargard und konnte nun friedliche Arbeit leisten. Aber die zweite grosse Vernichtungswelle, die ihn im Kriege verschont hatte, raffte ihn im Frühjahr 1920 hin.

Wir können nicht wissen, wie sich diese fünf Weggenossen, wenn sie am Leben geblieben wären, entwickelt hätten. Wahrscheinlich hätten sie im jüdischen Leben in kleinem oder auch in grossem Kreis Einfluss auf die Gestaltung der Gemeinden gehabt, hätten die nächste Generation geformt und wohl auch zum Teil die Wissenschaft des Judentums durch ihre Forschungen bereichert. Man soll ihre Namen nicht vergessen.

Dr. S. Goldmann (Petach-Tikwa)

STREIFLICHTER ZUR GESCHICHTE DER JUDEN IN HESSEN

I.

FRIEDBERG

Seit dem 13. Jahrhundert wohnen Juden in den verschiedenen Gebieten, die aus der vormals preussischen Provinz Hessen-Nassau und dem ehemaligen Volksstaat Hessen (ohne Rheinhessen) zusammengesetzt sind. 1946 wurde aus ihnen das neue Land Hessen mit der Hauptstadt Wiesbaden gebildet. Der hessische Landesverband israelitischer Synagogengemeinden umfasste 132 Gemeinden mit ca. 15.000 Mitgliedern. All die ansässigen Judengemeinden hatten im Laufe der grossen Judenverfolgungen des Mittelalters mehr oder weniger zu leiden. Fast alle hatten die Bedrängnisse des Jahres des Schwarzen Todes, 1349, zu überstehen. Unter den vernichteten Gemeinden zählt in unserem Raume das Nürnberger Memorbuch (s. Salfeld, Das Martyrologium . . ., Berlin 1899), auch Giessen, Homburg, Friedberg und Butzbach auf. Bis zur Erreichung der völligen Gleichberechtigung (1833) waren noch manche Stadien zu überwinden. Zu Beginn des 19. Jahrh. wurden der Leibzoll, 1841 das Schutzgeld, und erst 1861 der Judeneid abgeschafft.

Im kulturhistorischen Museum zu Friedberg, das noch mancherlei Gedenken an die Geschichte der Juden aufzuweisen hat, überreichte mir der Leiter dieses Museums eine handgeschriebene Kopie eines Protokollbuches, das die bei der Aufnahme der Juden zu entrichtenden Gebühren der Stadt „Friedbergk" vom Jahre 1652 bis zum Jahre 1779 für die Eidespflichten protokollierte.

Die von Friedrich Barbarossa um 1170 angelegte Burg als Kern des mittelalterlichen Städtchens Friedburg wird nirgends erwähnt, ohne auch gleichzeitig des Judenbades (Mikva) in der Judengasse 20 zu gedenken. Die Judengasse nimmt ihren Anlauf von einem viereckigen Platz, einem Kinderspielplatz, auf dem kein Stein mehr daran gemahnt, dass hier die in der Kristallnacht zerstörte Synagoge stand. Lediglich der sogen. „Judenplacken", vermutlich deren Versammlungsort, erinnert an einen vergangenen jüdischen Geschichtsablauf. Über die Geschichte dieser alten und verhältnismässig grossen jüdischen Gemeinde ist bisher im Zusammenhang noch wenig berichtet worden. Der in den dreissiger Jahren verstorbene dortige Lehrer Heinrich Ehrmann hielt in den Jahren 1898 und 1901 zwei Vorträge, deren einer in Band 1 der „Friedberger Geschichtsblätter" (s. Quartalblätter des Hist. Vereins f. d. Grossherzogtum Hessen, Band 2 und 3) veröffentlicht wurde und über die Verhältnisse der Friedberger Juden bes. im Mittelalter berichtet, desgl. Max Foltz im Friedberger Geschichtsverein 1901, Bd. 2, 41.

Einen Überblick über die Friedberger Gemeinde enthält die Dissertation von Rosy Bodenheimer, Beitrag zur Geschichte der Juden in Oberhessen... 1931, S. 37 ff. Dank der Streitigkeiten zwischen Burg und Stadt hatten die Juden weniger zu leiden als andere Jugendgemeinden, es wurde auch weniger darüber geschrieben. Wichtige Quellen wurden seit 1937 nicht mehr nach Friedberg, sondern nach Frankfurt a.M. in eine jüdische Zentralbibliothek gebracht, mit anderen Bibliotheken vereinigt und in das „Institut zur Erforschung der Judenfrage" abgeliefert, wo sie bei einem Luftangriff vernichtet wurden.

Die seit 1219 urkundlich zuerst genannte Stadt Friedberg mag schon lange vorher Juden beherbergt haben, deren ärmliche Niederlassung Schatzmann, Patriotische Gedanken über den Zustand der Juden der Reichsstadt Friedberg, Burg Friedberg (1788) wie folgt schildert: „Die hohen schmalen Häuser und deren armselige Besitzer, die oft zu mehreren Haushaltungen ein kleines Zimmerchen bewohnen; die engen schmalen Strassen und Winkel, wo die Sonne nur selten frei ihre Strahlen hinschicken kann, müssen allerdings diesen engen Versammlungsplatz mit Dünsten erfüllen, die häufige, ganz den Juden eigene Krankheiten erzeugen." Allerdings durften sie auf der „Freiheit", die sich von der Burg bis zur Judengasse hinzieht, auf der ein paar dürftige Bäume standen, gegen eine mässige Abgabe am Sabbat Luft schöpfen. In einem Rechtsgutachten des R' Meir von Rottenburg berichtet der Friedberger Gemeindevorsteher Meborach, dass nach altem Brauch am Chanukkafest die Steuern auf die einzelnen Mitglieder der Gemeinde verteilt wurden und dass die „grossen Gelehrten und Vorsteher, die dort wohnten", es billigten, dass jedes Mitglied unter Bannandrohung sein Vermögen zur Schätzung angeben musste. Eine zuverlässige hebräische Quelle über Friedberger Juden besitzen wir in einem am 9. Ab verlesenen Klagelied, das der Friedberger Rabbi Jehuda bar Mosche Hacohen anlässlich der Frankfurter Judenverfolgung im Jahre 1241 verfasst hatte. Isaac Koblenz, aus Düsseldorf, der Stifter des Ritualbades (errichtet 1260), mag mit einem Strome rheinischer Juden ein aus den Kreuzzugsverfolgungen geflüchteter Jude gewesen sein.

Kaiserliche Privilegien verliehen der Stadt Friedberg den Charakter einer Freien Reichsstadt, die um die Mitte des 13. Jahrh. ihr enges Verhältnis zu der Burg löste und dadurch in eine Gegnerschaft zu ihr trat. Im Jahre 1265 wurden die Juden Friedbergs in den Landfrieden des Erzbischofs Werner von Mainz eingeschlossen, der aber bald gestört wurde, wie wir aus den Responsen des R. Ascher b. Jechiel (Rosch) an R. Meir von Rothenburg erfahren, dass alle Juden Friedbergs im Schloss eingefangen waren, damit grosse Summen von ihnen erpresst würden. Das führt zu der Privileg Rudolfs von Habsburg (1278), das den Burggrafen als den Schutz-

herrn der Gemeinde bestimmte, wogegen sie jährlich 130 Mark legale Kölnische Denare zu entrichten hatte. 1279 wurde sie von anderen Steuern befreit und das Anwachsen der Gemeinde unter gewissen Bedingungen gestattet. Die Rudolfschen Vorrechte wurden auch auf andere Kaiser ausgedehnt, wie die Gnadenbriefe für die Friedberger Juden von Karl IV. (1544), Mathias (1612), Leopold (1660 und 1663) und Karl V. (1716) beweisen. Unter Louis den Bayern (1314—47) müssen die Friedberger Juden den „goldenen Opferpfennig" bezahlen. Die Judenverfolgungen von 1337 scheinen Friedberg berührt und das Pestjahr 1349 ihre Vertreibung verursacht zu haben, denn nach einer Urkunde von 1350 verkauft Ulrich von Hanau „die Judenschule, Judenbad, alle Judenhäuser und Hobestede (Hofstätten zu Friedberg) den Bürgermeistern, Scheffen, Rad und gemeiner Stadt in Friedberg". Im Jahre 1380 finden sich wieder Juden in Friedberg. 1491 übte der Burggraf das Aufsichtsrecht zugleich mit der höheren Gerichtsbarkeit über die Juden Friedbergs aus, während sie der Stadt nur in Steuersachen unterstanden. Jedoch versuchte die Stadt mitunter in die Rechte der Juden einzugreifen. 1629 wollte man die Juden zur Beteiligung an einer der Stadt auferlegten Kontribution zwingen. Diese, auf ihre Rechte pochend, weigerten sich jedoch, und man liess die „Judenschätzer" in den grossen Turm werfen. Kaiser Ferdinand II. entschied zu Gunsten der Juden. Die Zeit des 30-jährigen Krieges überstand die jüdische Gemeinde recht gut. Nach einem Bericht der Kaiserlichen Kommission, die durch Verlegung des Reichskammergerichts sich in Friedberg befand, wohnten im Jahre 1683 in Friedberg 75 jüdische Familien in der Judengasse gegenüber 150 Familien in der ganzen Stadt. 1788 zählte man in der Stadt Friedberg 468 und im Bereich der Burg 34 Juden. Die Gemeinde gründete 1798 zur Unterstützung der wandernden Bettel-Juden, die im „Spital" beherbergt wurden, einen Krankenverein.

Aus dem inneren Leben der Judengasse

Durch verschiedene, teils erhaltene Dokumente, so das Pinkas Friedberg (1536—1680) in der Bibliothek des jüd. theolog. Seminars in Amerika, sind wir über das jüdisch-kulturelle Leben der Friedberger Juden unterrichtet. Das Statutenbuch, niedergeschrieben 1634, mit der Unterschrift des Rabbiners Josef Katz aus Wilna, der sich auf der Flucht vor Chmielnicki befand, versehen, gibt uns einen interessanten Einblick in die Verfassung und Verwaltung der Gemeinde, der das Recht der Gerichtsbarkeit in religiösen und zivilen Fällen zustand. Die Gemeinde hatte eine straffe Organisation gebildet aus den Vorstehern (Baumeister genannt), Pflegern, Schätzern, Marktaufsehern, Tor- und Nachtwächtern und dem Synagogendiener, der auch „Schulklopfer" genannt wurde. Es waren differenzierte Bestimmungen für die Synagogenordnung, das Unterrichtswesen, Polizeiverordnungen — die

Strafen in ansteigender Form bis zum Bann kannten —, wie den Verkauf von Immobilien vorgesehen. Interessant ist die Bestimmung des „Klamen" — eine Art Berufung im Verwaltungsstreit und Rechtsverfahren an die versammelte Gemeinde. Die Gemeinde besass auch ein Memorbuch aus dem 17. Jahrhundert, in dem berichtet war, dass der Rabbiner Elasar Liebmann 1562 von einem österreichischen Offizier vor der Synagoge niedergestossen wurde, woraufhin der Burggraf den Mörder auf der „Freiheit", vor dem Tor der Judengasse, hinrichten liess.

Im 16. und 17. Jahrhundert hatte die Gemeinde Friedberg eine dominierende Stellung und bildete das Zentrum der jüdischen Siedlungen in Hessen. Es bestand dort eine berühmte Jeschiva (Talmudhochschule), die aus allen Gegenden Deutschlands besucht wurde und an der bekannte Rabbiner wie R. Chajim b. Bezalel, Jakob Günsberg und R. Elijahu Loans wirkten. Auf der Rabbiner- und Notabelnversammlung, die 1603 aus sämtlichen Teilen Deutschlands beschickt wurde, war Friedberg durch den Rabbiner Jakob Ascher Kohn und 2 Laien vertreten. Zu den verschiedenen dort gefassten Beschlüssen gehörte auch die Einsetzung von 5 Zentralgerichten, deren eines seinen Sitz in Friedberg hatte. Das Friedberger Rabbinat erstreckte sich über das ganze Oberfürstentum Hessen, über Nassau und die Gebiete der Grafen von Solms und von Stollberg-Gedern bis nach Westfalen hinein. An manchen Orten dieses Bezirks wohnten mehr Juden als in Friedberg. Es machte sich daher eine gewisse Opposition gegen die Zentralisierung der Rabbinatsherrschaft in Friedberg geltend, wie wir aus einem Referat zur Rabbinerwahl anlässlich der vakannten Rabbinerstelle im Jahre 1802 erkennen können. (S. Wetterauer Geschichtsblätter, Bd. 2 — 1953, S. 106 ff., F. H. Herrmann, Zur Gesch. der Friedberger Juden.) Damals wohnten in Friedberg nur 42 jüdische Familien, in den alten Gebieten des Oberfürstentums 282 Familien. Dennoch blieb der Rabbinatssitz in Friedberg, bis er nach dem Tode des Rabbiners Feibisch Frankfurter im Jr. 1841 nach Giessen verlegt wurde.

Die Friedberger Gemeinde besass ein Archiv, das kulturgeschichtlich wertvolle Gegenstände barg, u.a. eine Besamimbüchse mit Turm (ca. 17. Jahrh.), 2 handgeschriebene Machsorim nach Kölner Ritus (13. Jahrh.) und einen um 1190 verfassten Machsor — Sefer Jichuse Tanaim weamoraim —, das einen aus Speyer stammenden Kalonymiden zum Verfasser hatte. Alle diese Dinge gelangten in das Frankfurter Institut und wurden (bei einem Bombenangriff) vernichtet.

Aus Friedberg sind bedeutende Männer hervorgegangen, wie Sir Ernest Oppenheimer (1880—1957), der Diamantenkönig von Südafrika (der im Melderegister der Stadt nicht aufzufinden war), deren Familienmitglieder einen beträchtlichen Anteil der Juden Friedbergs bildeten und deren Nachkommen in Israel leben. Auch ein Spross der Frankfurter Familie Rothschild stammt von dort,

ferner der Heidelberger Universitätsprofessor Emil Hirsch. Nach der Beendigung des Friedberger Rabbinats wurde die Gemeinde von dem jeweiligen Lehrer und Vorbeter geleitet, deren letzter, der als Geschichtsforscher bekannte Heinrich Ehrmann, von einer Legende berichtet, wonach beim Umbau der Synagoge i. J. 1846 ein Stein mit der Jahreszahl 4370 (610) aus dem Gewölbe gebrochen und nach Darmstadt gebracht wurde. Die in der Kristallnacht zerstörte Synagoge stammte aus dem Jahre 1890.

Das Wetterauer Museum birgt einen hebräischen Grabstein mit einer fast völlig verwischten Inschrift, schätzungsweise aus dem 14. Jahrhundert, auch Reste einer Torarolle aus dem Synagogenbrand und einzelne hebräische Handschriften aus der Mitte des 17. Jhr., die zu Einbänden für Rechnungsbücher verwendet wurden. Von beiden von den Nazibehörden planierten Friedhöfen an dem „Äusseren Mainzer Tor" sowie an der Ockstädter Strasse erwähnt Ehrmann keinen; er nennt nur den zuletzt angelegten Friedhof der Oberwollstädter Höhe mit 13 Grabsteinen auf den Jahren 1934—1938. Die ansehnliche jüdische Friedberger Gemeinde mit etwa 500 Mitgliedern besteht nicht mehr. Was nicht ausgewandert ist, wurde vernichtet. Das halbe Dutzend Juden, das noch Anspruch auf diesen Namen erhebt, hat keinen Zusammenhang mit dem Volke mehr, sie sind Zugewanderte oder in Mischehen Lebende, abgestorbene Zweige eines ehemals grünenden Baumes..

(Andere hessische Judengemeinden folgen.)

Ernst Joseph Görlich (Wien)

ERINNERUNGEN AN ERNST WALDINGER

Anfang Februar 1970 starb in New York der österreichische Lyriker Ernst Waldinger.

Er war einer von denen, von denen die heutigen Beherrscher der literarischen Kritik nicht viel sprachen. Seine Lyrik, die an die besten Traditionen Österreichs anknüpfte, konnte dem modernen Geschmack nicht folgen. Denn er fusste auf diesen hundertjährigen Traditionen österreichischer Dichtung. Ausserdem — wer weit von der Heimat entfernt lebt, wird gern übersehen. Vor allem dann, wenn sich der Österreicher indirekt beschuldigen muss, selbst an der Emigration eines seiner grossen Dichter beteiligt zu sein. Ernst Waldinger ging in die Ferne im Verlauf jener Ereignisse, die zum vorübergehenden Verlust der österreichischen Unabhängigkeit führten. Er musste gehen. Wie Theodor Kramer in England, so fand Ernst Waldinger in den Vereinigten Staaten von Amerika ein Asyl. Es war ein Asyl, denn im Herzen blieb Waldinger Österreich verbunden. Ich habe es aus seinem eigenen Mund gehört, wie schmerzlich er es empfand, dass er nicht in Österreich leben konnte. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zog es ihn immer wieder nach der Donau zurück; er weilte noch im vergangenen Jahr in Tirol und wollte auch Wien aufsuchen; da ergriff ihn die Krankheit, die seine Todeskrankheit werden sollte. Auch in seiner Familie fand sie sich ein: seine geliebte Tochter starb, seine Gattin.

Ernst Waldinger hat Ehrungen erfahren. Erst vor wenigen Jahren durch den Lyrikpreis der Stadt Wien. Bekannt allerdings wurde er in der Heimat mehr durch die ausländische als durch die einheimische Kritik. Bereits vor 1938 schrieb die bekannte amerikanische Wochenschrift „The nation" über Waldingers Werk: „Was ihn vor allem auszeichnet, ist eine Vereinigung von Tatsachentreue und Plastik, scharfem Umriss und Musikalität des Wortgewebes; seine Gedichte sind so streng wie ein Gesang von Dante und so reich an lautlichem Wohlklang wie ein Sonnett von Rossetti und doch durchweht sie der rauhe Wind des Lebens unserer Tage."

Ich weiss nicht, ob Ernst Waldinger heute bei den jungen Österreichern bekannt ist. Ob eines seiner Gedichte in unseren modernen Lesebüchern steht. Da muss man ja viele andere dritt- und viertklassische Poeten anführen und ihnen Platz schaffen, vor allem, wenn sie nicht in Österreich geboren wurden und nicht so für Österreich eintraten, wie es Ernst Waldinger bis zuletzt tat. Wir haben noch immer nicht gelernt, Dichtung in Österreich von *österreichischer* Dichtung zu trennen und so wirklich jene in den Vordergrund zu stellen, die ihr Herzblut für dieses Land zu geben

bereit waren und Österreich nicht bloss als einen zufälligen Aufenthalts- und Wohnort betrachteten.

Es sei bitter, so etwas aussprechen zu müssen. Wer wie ich einen Ernst Waldinger und einen Theodor Kramer kannte und ihr so bitteres Herzeleid, weil sie auch nach 1945 nicht in die Lage versetzt wurden, wieder nach Österreich zurückzukehren oder doch nur zurückzukehren auf kurzen Urlaub (wie Waldinger) oder um hier zu sterben (wie Theodor Kramer), der weiss, was wir ihnen schuldig geblieben sind. Warum ? Weshalb ? Wer hat sie und das Land getrennt, in dem sie geboren wurden und für das sie lebten ?

Wir möchten am Grab Ernst Waldingers diese Zeilen des Gedenkens niederlegen. Wir möchten die österreichische Öffentlichkeit an ihn erinnern und alle, die die österreichische Lyrik in deutscher Sprache lieben, auffordern, ihn nicht zu vergessen. Denn Ernst Waldinger gehört zum unverlierbaren Gut der österreichischen Dichtung. Leb wohl, teurer alter Freund, den ich verloren habe. Dieser Gruss sei Dir über den Atlantischen Ozean gesandt. Wir wenigstens, die wir Dich kannten, werden Dich nie vergessen.

SIEGFRIED WEITZMANN

STUDIE ÜBER KAFKA

Mit einem Vorwort

von ROBERT WELTSCH

140 S., kartoniert, zweifarb. Schutzumschlag.

DM 14.—

*

Bei keinem anderen Dichter hat man so wie bei Kafka den Eindruck des Ungewöhnlichen, ja Unvergleichbaren. Nicht weil seine Dichtungen etwas Einmaliges, aus sich selbst Gewachsenes darstellen — das haben sie mit jeder echten Kunst gemeinsam —, sondern weil sie ganz ausserhalb dessen, was sonst von Dichtern erdacht und gestaltet wurde, ich möchte sagen: in einer anderen Luftschicht stehen. Sie sind wirklich eine Welt für sich, aber darum auch schwerer zu erfassen und zu beurteilen. Denn so sehr den Leser die merkwürdige und merkwürdig eindringliche Atmosphäre dieser Welt gefangen nimmt, so sehr verwirrt ihn das Sonderbare und Geheimnisvolle, das ihr anhaftet; er spürt wohl ihren Zauberkreis, aber er gelangt nie ganz hinein und muss immer wieder einen neuen Zugang suchen.

Der Autor dieser Kafka-Studie versucht auf die meisten Fragen, die sich bei der Lektüre des Kafka'schen Werkes stellen, ausführliche Antwort zu geben. Er ermöglicht es zugleich, den Gehalt und den dichterischen Rang des einzelnen Werks zu bestimmen.

Somit liegt eine wichtige Kafka-Interpretation vor, die die Bewunderer des Dichters begeistern wird, sich aber an einen viel breiteren Leserkreis wendet.

Dr. Ernst R. v. Rutkowski (Wien)

EINER DER TAPFERSTEN OFFIZIERE IM REGIMENTE

Oberleutnant in Reserve Dr. Siegfried Frisch
im Weltkrieg 1914—1918

Die Konversion hatte und hat für das Judentum eine ganz eigene Bedeutung. Sicherlich ist sie durch die Diaspora, durch die Zerstreuung der Juden über die ganze zivilisierte Welt, entscheidend gefördert worden, doch dürften die Kontakte mit anderen Religionen an und für sich gar nicht so häufig den ausschlaggebenden Grund für den Übertritt abgegeben haben. Solange es auf dieser Welt eine Vielzahl von Religionen gibt (und es liegen keine Anzeichen vor, dass sich an diesem Zustand etwas ändern sollte), wird auch jede mehr oder weniger kompromisslos für sich den Anspruch erheben, die allein seligmachende zu sein. Es ist also eine Sache des persönlichen Urteils, der persönlichen Überzeugung, für welche man sich entscheidet, welche man für die einzig richtige hält. Es gibt nun freilich genug Beispiele dafür, dass Juden, denen der Glaube ihrer Väter von Jugend auf mehr bedeutete als nur ein blosses Lippenbekenntnis, sich plötzlich für eine andere Religion entschieden und dieser mit tiefer Gläubigkeit anhingen, ja sogar für sie zu Märtyrern wurden. Die Zahl derjenigen dürfte jedoch in der Minderheit bleiben; viel grösser ist wohl der Kreis jener, die keine tiefen religiösen Bindungen besassen und sich daher leichter zu einem Wechsel der Konfession entschlossen — insbesondere dann, wenn ihnen ein Vorteil daraus erwuchs. An sich handelte es sich dabei natürlich nicht um ein jüdisches Spezifikum, denn der Übertritt zur Staatsreligion war für Andersgläubige, noch dazu wenn sie nicht demselben Volke angehörten, immer schon ein Mittel zum Zweck.

Zweifellos steht diese Erscheinung in engem Zusammenhang mit der Stellung der Juden zu den Völkern, in deren Verband sie lebten. Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, als das Judentum in Lebensraum und Berufsausübung vielfach eingeengt, ja zeitweise hart bedrängt und verfolgt wurde, waren die Konvertiten wohl viel seltener. Erst als die Fesseln im Laufe des 18. Jahrhunderts Schritt für Schritt gelockert wurden und schliesslich ganz wegfielen und den Juden — zumindest theoretisch — alle Berufe offen standen, änderte sich das Bild. Es darf dabei nicht übersehen werden, dass nicht nur im Adel, sondern auch in der Bürokratie, im Bürgertum und im Handwerk, also in fast allen Gesellschaftsschichten, von Anfang an eine entschiedene Abneigung gegen das aufstrebende Judentum vorhanden war, eine Abneigung, die sich durch Tüchtigkeit, Geschick und Erfolg in den von den Juden vorzugsweise gewählten und ausgeübten Berufen nicht nur nicht ausschalten liess,

sondern die sich durch eben diese Fähigkeiten nur noch verstärkte. Nicht in allen europäischen Staaten mag dieses Bestreben gleich intensiv gewesen sein. Es war zweifellos durch die jeweilige Stärke des jüdischen Elements mitbedingt. Der österreichische Kaiserstaat besass in Böhmen, Mähren und Ungarn von Haus aus geringe, seit 1772 in Galizien und seit 1775 in der Bukowina starke jüdische Minderheiten, und auch hier lässt sich die Tendenz der herrschenden Gesellschaft zur Abkapselung gegen das Vor- und Eindringen der Juden jedenfalls konstatieren. Militant-radikale Folgen zeigten sich jedoch höchst selten. Standesbewusstsein einerseits, Sorge vor einer allzu rührigen Konkurrenz andererseits waren zuerst die Motive für diese Haltung; später, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, kam dann der Antisemitismus der Deutschnationalen und die keineswegs judenfreundliche Gesinnung vieler christlich-sozialer Kreise hinzu, wodurch der Gegensatz in die Politik hineingetragen wurde. Diese Gegenmassnahmen — wenn man es so nennen will — vermochten das Vordringen des Judentums in die Gesellschaft und in die einzelnen Berufe nicht zu verhindern, sie wirkten nur verzögernd und erschwerend. Eines der wenigen Mittel, die vorhandenen Hemmungen leichter zu überwinden, bestand für die Juden im Übertritt zu einer christlichen Konfession, das heisst in erster Linie zur römisch-katholischen Kirche und erst in zweiter Linie zum Protestantismus. Wurden die „stehend Getauften" auch keineswegs als gleichberechtigt (und gleichwertig) angesehen, so wurden sie doch geduldet. Waren sie tüchtig und erfolgreich, dann musste man ihre Assimilierung akzeptieren — das Wissen um die Herkunft geriet aber keinesfalls in Vergessenheit. Ein Beweis dafür, dass der Widerstand gegen das Judentum durchaus nicht allgemein war, ist unter anderem in der Tatsache der häufigen Mischehen zu erblicken; für die (getauften oder nicht getauften) Juden eröffnete sich dadurch eine weitere Möglichkeit, in der Gesellschaft Fuss zu fassen.

Man kann nicht behaupten, dass diese Entwicklung für das Judentum nur positive Folgen aufzuweisen hatte. Der Weg aus dem Ghetto zog fast zwangsläufig einen weit verbreiteten religiösen Indifferentismus nach sich, und die Klagen der orthodoxen Juden hierüber waren jedenfalls berechtigt. Da nur wenige Menschen in der Lage sind, auch ohne religiöse Basis ihr Leben nach immateriellen Werten zu orientieren, überwog bei den emanzipierten Juden die auf das Diesseits ausgerichtete Lebenseinstellung noch mehr, und das wiederum war nicht geeignet, sie ihren nichtjüdischen Zeitgenossen sympathischer zu machen.

Wenn man von den wenigen, meist getauften Juden absieht, die vor 1867 die aktive Offizierslaufbahn einschlugen, so begannen die Juden eigentlich erst nach dem österreichisch- ungarischen Ausgleich von 1867 und infolge des Wehrgesetzes von 1868 in der österreichisch-ungarischen Armee eine Rolle zu spielen. Durch die allgemeine Wehrpflicht und durch die Schaffung eines Reserve-

Offizierskorps ergab es sich ganz von selbst, dass auch die Juden, wenn tauglich, den Präsenzdienst ableisten mussten, während jene wehrpflichtigen Juden, die ein abgeschlossenes Mittelschulstudium aufzuweisen hatten, als Einjährig-Freiwillige nach Absolvierung der Reserve-Offiziersschule und nach Ableistung der vorgeschriebenen Waffenübungen das goldene Portepee erlangen konnten. Von dieser Möglichkeit machten sehr viele Juden Gebrauch und zwar unter anderem deshalb, weil es — wenn man von dem selbstverständlichen Patriotismus absieht — in den gebildeten und namentlich in den akademischen Kreisen eben zum guten Ton gehörte, Reserve-Offizier zu sein. Man kann dabei nicht behaupten, dass sich die Juden damals zum Kriegshandwerk besonders hingezogen fühlten, denn im aktiven Offizierskorps waren sie in weit geringerer Zahl vertreten.

Während bei den Juden sehr vieler europäischer Länder im allgemeinen nicht viel Neigung bestand, unter Einsatz des Lebens für die Interessen jenes Staates zu kämpfen, in dessen Grenzen sie lebten, den sie aber deswegen und infolge des historischen Schicksals des Judentums noch lange nicht als ihre Heimat im eigentlichen Sinne des Wortes betrachteten, so muss andererseits festgestellt werden, dass bei den Juden Österreich-Ungarns und speziell bei denen der österreichischen Reichshälfte doch tiefere Bindungen zur Monarchie und vor allem zum obersten Kriegsherren, zu Kaiser Franz Joseph, bestanden, woraus eine grössere Bereitschaft zum Dienst in der Armee resultierte. So bildeten die jüdischen Reserve-Offiziere in den aus Galizien und der Bukowina ergänzten Regimentern des gemeinsamen Heeres und mehr noch in denen der Landwehr relativ starke Kontingente (15—20%), sie waren aber auch in allen anderen Einheiten der Armee mehr oder weniger vertreten. Dabei spielte natürlich die finanzielle Basis des einzelnen schon eine Rolle, denn es war ein grosser Unterschied, ob man in einem Kavallerie-Regiment Reserve-Offizier war oder bei einer Train-Division.

Als der 83jährige Monarch im Juli 1914 die Völker seines Reiches unter die Waffen rief, war auch für die bereits im Frieden gedienten ebenso wie für die landsturmpflichtigen Juden die Stunde der Bewährung gekommen. Während von den letzteren ein allerdings recht geringer Prozentsatz teils mit, teils ohne Erfolg versuchte, sich der Kriegsdienstleistung zu entziehen, muss im allgemeinen gesagt werden, dass die Juden ihre beschworene Pflicht erfüllten und ihre Leistungen nicht unter dem Durchschnitt blieben. Das Verhalten der jüdischen Reserve-Offiziere speziell war durchwegs einwandfrei, ob sie nun zur Werbung für die Zeichnung von Kriegsanleihen verwendet oder in der vordersten Kampflinie eingesetzt wurden, ob sie in einem Verpflegsmagazin oder in einem Infanterieregiment ihren Dienst taten. Viele von ihnen zeichneten sich

durch Tapferkeit vor dem Feinde aus und wurden dementsprechend dekoriert.

Die folgenden Zeilen sollen einem jüdischen Reserve-Offizier der k. k. Landwehr gewidmet sein, einem Konvertiten. Sein Schicksal während des Ersten Weltkrieges ist in vieler Hinsicht bemerkenswert und verdient es wohl, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Sucher Frisch wurde am 7.8.1886 zu Olchowiec, politischer Bezirk Borszczów, in Galizien geboren. Über seine Herkunft und Jugend ist aus seinen militärischen Dokumenten nicht viel zu entnehmen.[1] Er scheint jedoch das Kind wohlhabender Eltern gewesen zu sein. Sein Vater, Ferdinand Frisch, wird im Jahre 1918 als mehrfacher Hausbesitzer in Czernowitz, der Hauptstadt des Kronlandes Bukowina, erwähnt. Er dürfte in der glücklichen Lage gewesen sein, seinen Besitz über die Wirren der ersten Kriegsjahre einigermassen retten zu können — bekanntlich wurde Czernowitz dreimal vor den russischen Truppen geräumt und dreimal von den österreichisch-ungarischen Truppen wieder eingenommen —, denn der junge Frisch vermochte im Jahre 1918 über ein nicht unbeträchtliches Privatvermögen von 14.000 Kronen zu verfügen, das ihm zweifellos vom Vater zur Verfügung gestellt worden war; er selbst wäre jedenfalls vor und während des Krieges sicherlich nicht in der Lage gewesen, eine solche Summe zu ersparen. Den materiellen Verhältnissen der Familie entsprechend genoss der junge Mann eine vorzügliche Schulbildung. Er besuchte ein achtklassiges Gymnasium und legte die Matura ab — wahrscheinlich in Czernowitz, wohin die Familie (unbekannt wann) übersiedelt war. Anschliessend begann er, Rechtswissenschaft zu studieren, um entweder den Advokatenberuf zu ergreifen oder eine Laufbahn im Verwaltungsdienst der k. k. Landesregierung anzustreben.

Im Jahre 1907 kam er zum ersten Male mit dem Militär in Berührung. In der österreichisch-ungarischen Monarchie mussten alle jungen Männer im Frühjahr jenes Jahres, in welchem sie das 21. Lebensjahr vollendeten, zur Assentierung. Die bei dieser Gelegenheit aus gesundheitlichen Gründen nicht angenommen wurden, mussten mit 22 Jahren neuerlich vor der Assentierung-Kommission erscheinen und wenn sie auch diesmal für untauglich befunden wurden, mit 23 Jahren zum dritten und letzten Mal. Wurden sie auch dann als untauglich erklärt, schieden sie für eine aktive Militärdienstleistung im Frieden (Präsenzdienst) aus, waren jedoch im Kriegsfall der Musterung für den Landsturmdienst unterworfen. Frisch wurde erst bei der dritten Assentierung am 24.5.1909 für tauglich erklärt und auch da nur für die Ersatz-Reserve, in deren Rahmen bloss eine achtwöchige Friedensausbildung zu absolvieren war (die normale Präsenzdienstzeit betrug damals noch für alle Waffengattungen des Heeres drei Jahre). Daraus ist zu folgern,

dass er bei den zwei ersten Stellungen untauglich gewesen war. Über seinen Habitus sind wir leider nur insofern unterrichtet, als seine Körpergrösse — 160 cm — bekannt ist und er in späteren militär-ärztlichen Zeugnissen als kräftig, bzw. mittelkräftig gebaut bezeichnet wird. Ein Goliath ist er demnach nicht gewesen, hatte aber sicherlich eine zähe, ausdauernde Natur. Erst nach der Assentierung und Einteilung zum k. k. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 36 (Kolomea) mit dem Präsenzdienstantritt am 1.10.1909 machte Frisch von seinem Einjährig-Freiwilligen-Recht (auf Staatskosten) Gebrauch. Seinem Ansuchen wurde entsprochen — er hatte nun ein ganzes Jahr präsent zu dienen — und bei gleichzeitiger Versetzung zum k. k. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 20 (Stanislau) wurde ihm ein Aufschub des Dienstantrittes bis 1.10.1910 bewilligt.

Vom 1.10.1910 bis 30.9.1911 leistete Frisch sein Einjährig-Freiwilligen-Jahr ab, wurde am 22.12.1910 zum Titulargefreiten, am 14.2.1911 zum Titularkorporal befördert, absolvierte anschliessend mit Erfolg die Reserve-Offiziersschule und wurde mit 1.10.1911 unter gleichzeitiger Versetzung in das nichtaktive Verhältnis zum Feldwebel und Kadettaspiranten ernannt. Sein weiteres Avancement hing nun von seinem Eifer bei den abzuleistenden Waffenübungen und von der Beurteilung durch seine Vorgesetzten ab. Am 9.8.1912 wurde er zur ersten Waffenübung einberufen, fünf Tage später aber unter der Bedingung entlassen, dieselbe im Jahre 1913 abzuleisten. Offenbar waren private Rücksichten für diese Verschiebung massgebend. Die politische Situation, wie sie sich gegen Ende des Jahres 1912 herausbildete, liess es jedoch nicht dazu kommen. Im Zuge der Teilmobilisierung gegen Serbien wurden auch für die in Galizien stationierten Einheiten Standesvermehrungen angeordnet, und der 24. November sah Frisch bereits in Uniform, die er erst am 21. Dezember wieder ausziehen konnte. Diese Zeit wurde ihm als Waffenübung angerechnet.

Das Schicksalsjahr 1914 erwies sich auch für den inzwischen als Rechtspraktikant beim k. k. Landesgericht in Czernowitz tätigen Frisch als solches und zwar in mehrfacher Hinsicht. Es begann damit, dass er im Januar zum k. k. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 17 (Rzeszow) transferiert wurde. Mit diesem Regiment sollte er den Grossteil des Weltkrieges mitmachen. Im Juni erfolgte dann gewiss nicht von ungefähr sein Übertritt zur römisch-katholischen Kirche; in der Taufe erhielt er den Vornamen Siegfried. Am 22. Juli wurde diese Veränderung in seinem Grundbuchblatt vermerkt. Zu dieser Zeit ruhte der mit seiner Gemahlin am 28.Juni in Sarajevo ermordete Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand bereits in der Gruft von Artstetten, und die Ereignisse trieben unaufhaltsam der Kriegserklärung gegen Serbien zu, womit das auslösende Moment für den ersten Weltkrieg gegeben war. Am 1. August wurde auch Frisch im Zuge der allgemeinen Mobilisierung unter die Waffen

gerufen und traf zwei Tage später in Rzeszów ein, wo die kriegsmässige Ausrüstung seines Regimentes bereits in vollem Gange war. Den ethnischen Verhältnissen seines Ergänzungsbezirkes entsprechend, setzte es sich zum überwiegenden Teil aus Polen und zu einem geringen Teil aus Juden zusammen. Für die Polen stellten die Russen, mit denen es nun auf Gedeih und Verderb die Klingen zu kreuzen galt, die Bedrücker ihrer Stammesbrüder in Russisch-Polen dar, und die Juden wussten auf Grund ihrer ausgezeichneten Verbindungen zu ihren Glaubensgenossen im Zarenreiche sehr genau, dass es diesen unter der russischen Herrschaft unvergleichlich schlechter ging als ihnen unter der österreichischen. Beide hatten, historisch gesehen, mit dem russischen Element sehr viel schlechte, aber wenig gute Erfahrungen gemacht, und wenn es auch zwischen Polen und Juden so manche erklärliche Differenzen gab, so war doch der Russe der gemeinsame Feind. Schon mit Rücksicht darauf konnte man sich von den galizischen Regimentern im allgemeinen recht gute Leistungen versprechen, und die Praxis sollte bald zeigen, dass diese Erwartungen nicht zu hoch gegriffen waren. Als Eliteeinheiten konnten sie freilich nicht gewertet werden, und ihre moralische Kampf- und Durchschlagskraft hielt einem Vergleich etwa mit den Regimentern aus den Alpenländern keinesfalls stand.

Im Verbande der k. k. 45. Landwehr-Infanterie-Truppen-Division erreichte das k. k. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 17 um den 20. August den Versammlungsraum der k.u.k. 1. Armee (General der Kavallerie Dankl) südöstlich der Weichsel am San.[2] Die Division stand in den beiden ersten, hier in Betracht kommenden Kampfwochen stets am rechten Flügel dieser Armee, d.h. an der Nahtstelle zur k.u.k. 4. Armee. Sie befand sich infolgedessen nicht im Brennpunkt der Kämpfe bei Krasnik und Lublin, hatte aber durch die Aufrechterhaltung der Verbindung zu der weiter östlich operierenden Armee des Generals der Infanterie Auffenberg keine leichte Aufgabe.

Von den Gefechten, die das k. k. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 17 in dieser Zeit zu bestehen hatte, erwähnte Frisch in einer späteren Schilderung die bei Str. Zamosc, Krasnostaw und Lublin. Zu den beiden erstgenannten kam es im Verlaufe der Schlacht von Komarów, die von der Nachbararmee Auffenbergs zwischen dem 27. und 30. August geschlagen wurde; die 45. Landwehr-Infanterie-Truppen-Division hatte durch Entlastungsangriffe den linken Flügel der 4. Armee zu decken und unliebsamen Überraschungen vorzubeugen. In den Tagen danach wurde sie zusammen mit anderen Divisionen am rechten Flügel der 1. Armee eingesetzt, der nach Dankls Plan zum Stoss auf Lublin und zur Einkreisung der 4. russischen Armee bestimmt war. Nach anfänglichem Raumgewinn wurde sie in schwere Kämpfe mit russischen Kräften verwickelt; der russische Armeekommandant hatte die Bedrohung rechtzeitig erkannt und warf den österreichisch-ungarischen Truppen entgegen, was er an Reserven verfügbar hatte. So war die Lage am 2. September.

An diesem Tage rückte das k. k. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 17 auf Fajslavice vor. Feldwebel Frisch führte den 4. Zug der 7. Feldkompanie. Am Nachmittag ritt der Bataillons-Adjutant vorüber und rief ihm zu: „Frisch, du bis zum Kadetten ernannt!" [3] Die Nacht zum 3. verbrachte die Kompanie als Sicherung in einer vorgeschobenen Stellung, denn man befürchtete einen russischen Kavallerieangriff. Um 5 h früh wurde sie abgelöst, um zu menagieren. Eine Stunde darauf wurde eine neue Stellung bezogen. Bei dieser Gelegenheit scheint es zu einem für Frisch verhängnisvollen Missverständnis gekommen zu sein. Während der 1. und 2. Zug in Schwarmlinie vorging, sollte der 3. und 4. Zug als Reserve zurückbleiben. Ein neuer Befehl dirigierte jedoch Frisch mit seinem Zug in eine ganz andere Richtung, sodass er sowohl vom 3. Zug als auch von der Schwarmlinie getrennt wurde.

Über die folgenden Ereignisse liegt nur der Bericht Frischs vor den er nach seiner Flucht aus der russischen Kriegsgefangenschaft erstatten musste. [4] Da Vergleichsmaterial aus den Feldakten des Kriegsarchivs nicht gewonnen werden konnte [5] und die Darstellung Frischs seinerzeit auch nicht angefochten wurde, so kann sie hier getrost wörtlich wiedergegeben werden.

„Das Terrain, auf dem ich vorrückte, war ein welliges. Auf einer Distanz von ca. 1200 Schritt war ein Wäldchen sichtbar, an dessen Rande eine weisse Fahne zu sehen war. In der Meinung, dass eine dort befindliche, uns nicht sichtbare Abteilung sich ergeben wolle, rückte ich vor. Das Terrain war derartig, dass man den Waldesrand von der einen Welle sah, während man ihn von der nächsten Erdwelle nicht sehen konnte. So kam ich bis ca. 150 Schritt an den Wald heran. Hier wurde ich trotz der weissen Fahne von einem heftigen Feuer überrascht. Ohne den Feind zu sehen, befahl ich: „Schiessen, Rand des Waldes." Es entstand ein kurzes Feuergefecht, während dessen ich einen Streifschuss an der rechten Fussehne erhielt. Der weit stärkere Feind stürmte, worauf meine Mannschaft hinter die rückwärts befindliche Erdwelle zurücklief, ohne dass es zum Bajonettkampf gekommen wäre. Ich blieb liegen. Von dieser neubezogenen Stellung aus feuerte die Mannschaft wieder, sodass ich einige Sekunden im Kreuzfeuer zu liegen kam. Das Feuer wurde eingestellt und die Russen rückten vor. Von einem russischen Soldaten wurde ich in das früher genannte Wäldchen gebracht und verbunden."

Ausgeträumt war der Traum von Beförderung, siegreich bestandenen Gefechten und erworbenen Auszeichnungen. Das harte Los der Kriegsgefangenschaft, das an die Nerven und an die seelische Widerstandskraft enorme Anforderungen stellt, war nun auch Frisch bestimmt. Dazu kam noch der Schock über das Versagen der Leute des eigenen Zuges, die offenbar keinen Versuch gemacht hatten, ihren verwundeten Zugskommandanten „herauszuhauen" oder auch nur bei dem überhasteten Rückzug mitzunehmen. Die

List mit der Anbringung des weissen Tuches war den Russen jedenfalls ebenso gelungen wie der überraschende Feuerüberfall. Es dürfte nur dem schlecht liegenden Gewehrfeuer der Russen zuzuschreiben gewesen sein, dass die Verluste auf österreichischer Seite nicht zahlreicher waren.

Die Verwundung Frischs war nicht ernster Natur; die Sehne war weder durchtrennt noch arg verletzt, indessen dürften sich just in den kritischen Minuten unmittelbar nach der Verwundung kurzfristige Lähmungserscheinungen eingestellt haben, die den Gebrauch des Beines so stark behinderten, dass eine Fortbewegung unmöglich war.

Die etwa gehegte Hoffnung auf eine Befreiung durch die eigenen Truppen erwies sich als trügerisch, denn im Verlaufe des 3. September gewann die russische Gegenoffensive an Boden, und die österreichischen Truppen mussten mehrere Kilometer weit zurückgenommen werden. Um 2 h nachmittag wurde Frisch nach Fajslavice gebracht, das tags zuvor noch in österreichischen Händen gewesen war. Von hier ging es um Mitternacht per Automobil nach Lublin, und in den nächsten Tagen erfolgte der Abtransport nach Moskau, wo Frisch für einen Tag ins Lazarett kam. Der Aufenthalt in der Kremlstadt währte nicht lange, und bald wurde Frisch zusammen mit anderen leicht verwundeten und transportfähigen Offizieren nach Tomsk in Westsibirien abgeschoben. Drei Wochen dauerte die Fahrt, doch brauchten die Verwundeten wenigstens auf ärztliche Betreuung nicht zu verzichten; sie wurde vom Regimentsarzt Dr. Josef Grund der k. k. Landwehr-Feldkanonen-Division Nr. 45 besorgt.

Während dieser Zeit, da Frisch immer tiefer ins Innere Russlands befördert wurde und die Zukunft ungewisser denn je vor ihm lag, konnte er beobachten, wie die russische Militärverwaltung alle Anstrengungen machte, um auch das letzte waffenfähige Menschenmaterial auf den Kriegsschauplatz zu befördern.[6] Mit Unterbrechungen von oft nur einer Stunde rollten die Transportzüge mit Soldaten, Geschützen und Material nach Westen; auch Truppen aus Westsibirien befanden sich bereits darunter. Frisch schätzte, dass ihm auf dem Wege nach Tomsk etwa eine halbe Million Soldaten begegnet war. Er rechnete sich daher aus, dass im europäischen und westsibirischen Teil von Russland kaum noch ein waffenfähiger Mann zu finden sein dürfte, musste jedoch in Tomsk feststellen, dass sich in der dortigen Kaserne, in der im Frieden ein Infanterie-Regiment garnisoniert hatte, zwei unausgebildete Regimenter befanden, welche teils aus älteren Männern, teils aus Jünglingen bestanden. Die Leute trugen Zivil und hatten keine militärische Ausrüstung; sie waren nur durch das Abzeichen des russischen Landsturms an der Kappe als Militärpersonen kenntlich. Handelte es sich dabei um keineswegs erhebende Eindrücke, so hatte Frisch während der Fahrt auch Gelegenheit, mit einem Offizier eines kaukasischen

Regiments zu sprechen; dieser erzählte ihm, dass diejenigen Regimenter, welche einmal im Gefecht gewesen seien, meist schwer dezimiert und nicht mehr zu gebrauchen seien.

Die Behandlung der Gefangenen während des Transportes entsprach den russischen Verhältnissen; vor allem mit der Verpflegung war es traurig bestellt. In den ersten Tagen erhielten die Gefangenen überhaupt nichts. Dann wurde der Transportkommandant gewechselt, und der neue zahlte immerhin die international vereinbarten Tagesverpflegssätze aus (Offiziere 75, Unteroffiziere und Mannschaften 25 Kopeken), sodass sich die Gefangenen in den Stationen, wo der Zug hielt. Esswaren kaufen konnten (die Preise lagen natürlich wesentlich über dem handelsüblichen Niveau). „Es hing immer von dem Transportkommandanten ab, ob man etwas bekam. Der eine stahl mehr, der andere weniger. Hernach bekam die Mannschaft überhaupt nichts, nur einmal täglich Krautsuppe und Fleisch. Manchmal menagierte die Mannschaft um 5 h früh, ein anderes Mal um 11 h nachts. Es ging so arg, dass die Mannschaft bei den Verkäuferinnen Brot zu stehlen begann, nur um ihren Hunger zu stillen." [7]

In Moskau erfuhr Frisch von den ersten Exzessen kriegsgefangener österreichischer Soldaten tschechischer Nationalität. Gelegentlich der Ankunft eines solchen Transportes hielt ein in Moskau ansässiger Tscheche an die Gefangenen eine Rede, in der er in schmählicher Weise gegen Österreich loszog. „Am Schluss dieser den Superlativ von Niederträchtigkeit erreichenden Ansprache sangen die gefangenen Tschechen die russische Hymne, rissen die Rosetten mit der Aufschrift FJ.I. von den Feldkappen herunter, bespuckten sie und traten sie mit den Füssen." Auch späterhin hörte Frisch von ähnlichen Vorkommnissen und machte die Beobachtung, dass in Russland die Ansicht weit verbreitet war, die Tschechen liessen sich ohne Gegenwehr gefangennehmen. Ebenso vernahm er gerüchteweise davon, dass die Absicht bestand, die Tschechen in einem Freikorps zusammenzufassen und dieses dann gegen die Mittelmächte zum Einsatz zu bringen. Diese Absicht wurde später tatsächlich verwirklicht.

Schon im September 1914 begannen die Russen, die slavischen und nicht-slavischen Kriegsgefangenen zu trennen. Erstere wurden zumeist im europäischen Russland belassen, wo man sie besser behandelte und zu verschiedenen Arbeiten gegen Kostaufbesserung heranzog. Die deutsch-sprechenden Österreicher, die Ungarn, Polen und auch die Juden wurden nach und nach in entlegenere Teile des Reiches abtransportiert, hauptsächlich nach Mittel- und Ost-Sibirien, Turkmenistan und Kazachstan. Frisch gehörte zur zweiten Gruppe und sollte das bald zu spüren bekommen.

In Tomsk angelangt, wurden die Gefangenen nach der Auswaggonierung in Gruppen zu drei Mann in ihre Unterkunft eskortiert. Es geschah dies aber nicht auf dem direkten Wege, der nur 10 Minuten in Anspruch genommen hätte, sondern man führte sie eine halbe Stunde durch die Stadt, um sie der Bevölkerung zu zeigen. Während der Internierung in Tomsk, die nur drei Wochen dauerte, konstatierte Frisch, dass die kleinrussische Bevölkerung dieses Gebietes auf die Russen nicht gut zu sprechen und auch gegen den Krieg eingestellt war. Frisch vermochte diesen Umstand allerdings nicht auszunützen, denn schon Mitte Oktober wurde er einem Transport zugeteilt, der von Tomsk mit unbekanntem Ziel nach Osten abging.

Wiederum ging es wochenlang durch die unendlichen Weiten des sibirischen Raumes. In der Gegenrichtung passierten Transporte mit Regimentern polnischer Nationalität, die in Ostasien stationiert waren, nun aber, da der baldige Kriegsausbruch mit der Türkei zu befürchten war, zusammen mit Kosaken-Einheiten an die kaukasische Grenze geworfen wurden. Die Behandlung und Verpflegung der Gefangenen auf dieser Fahrt war willkürlicher und damit ärger denn je. Abwechselnd wurde einmal am Tage Krautsuppe mit Fleisch verabreicht, am nächsten Tag erhielt die Mannschaft 11—16 Kopeken, wovon sie sich selbst zu verpflegen hatte. Als die österreichischen Offiziere dem Transportkommandanten wegen der unzureichenden Ernährung Vorstellungen machten, erwiderte dieser, er werde Meuterer mit Maschinengewehren zusammenschiessen lassen. Diese Zustände liessen in Frisch den Gedanken an die Flucht zur entscheidenden Reife gelangen. Er lieh sich von einem russischen Bahnbeamten einen Fahrplan aus, dem eine Skizze der transsibirischen Eisenbahn beilag. Diese zeichnete er ab und beschloss, auf der durch die Mandschurei führenden Strecke abzuspringen (die Amur- und Ussuribahn war damals noch nicht fertiggestellt und die einzige Bahnverbindung nach Wladiwostok führte durch die Mandschurei).

Die Voraussetzungen für diesen Plan erfüllten sich insofern, als der Transport tatsächlich nicht früher ausgeladen wurde — er war, wie sich später herausstellte, für das Ussurigebiet bestimmt. So konnte Frisch immerhin hoffen, sich auf chinesischem Gebiet nach Mukden durchzuschlagen; anders als zu Fuss war das jedoch mangels entsprechender Barmittel nicht möglich. Frisch fand einen Fluchtgefährten in dem Einjährig-Freiwilligen Julius Kuszenda des k.u.k. Infanterieregiments Nr. 65. Zwischen Tsitsikar (Ch'ich'ihaerh) und Harbin (Charbin, Haerhpin) sprangen beiden in der Nacht vom Zuge ab. Das Vorhaben erwies sich allerdings wegen der winterlichen Jahreszeit als undurchführbar. Für einen mehrwöchigen Fussmarsch fehlte es an Proviant ebenso wie an Winterbekleidung. Als die Fussohlen an die Schuhe anzufrieren begannen, mussten beide aufgeben. In Harbin erreichten sie ihren Transport wieder,

und es gelang ihnen, sich demselben anzuschliessen, ohne dass ihr „Ausflug" aufgefallen wäre.

Der Transport wurde weiter nach Wladiwostok und von dort über Nikolskoje (Nikolsk-Ussuriski, Ussuriysk) etwa 200 km nach Norden geführt. In einem Ort namens Evgenevka war Endstation. Die Gefangenen wurden hier in einem Lager untergebracht. Die Mannschaften mussten hart arbeiten, ohne einen Lohn dafür zu erhalten. Die Verpflegung war nach wie vor schlecht und unausgiebig. Wer noch Kleidungsstücke entbehren konnte, verkaufte sie, um von dem Erlös Lebensmittel zu erstehen. Die Offiziere, die zu Arbeiten nicht herangezogen wurden, hatten gewisse Freiheiten; sie konnten z.B. die Erlaubnis erwirken, in den Ort zu gehen, um Einkäufe zu machen. Auch sonst war die Bewachung nicht besonders streng — wer hätte von hier schon so leicht entfliehen können?

Frisch dachte freilich an nichts anderes als an Flucht und benützte sofort die relative Bewegungsfreiheit, um diesbezüglich zu rekognoszieren. Er brachte in Erfahrung, dass sich in der Nähe deutsche Kolonien befänden, machte sich auf die Suche, fand aber keine. Dafür fand er am dritten Tag den Juden Ep(p)stein, mit dem er sogleich ins Gespräch kam. Die Identität der rassischen Herkunft erwies sich als äusserst tragfähige Brücke, und die Hilfsbereitschaft des einen Juden zum anderen bewährte sich wiedereinmal aufs neue. Kurzum, Frisch weihte Epstein in seine Fluchtpläne ein, und nach längeren Verhandlungen erklärte sich letzterer bereit, einen russischen Pass und Zivilkleider zu beschaffen und die Fahrt nach Peking nicht nur in die Wege zu leiten, sondern auch mitzumachen, wofür ihm Frisch eine Belohnung beim österreichisch-ungarischen Gesandten dortselbst zu erwirken versprach.

Am 11. November 1914 brachte Epstein die Zivilkleider und den Pass, am Tag darauf zog Frisch am Vormittag den Zivilrock und seine Militärhose an und erbat sich die Erlaubnis, in den Ort gehen zu dürfen, um das Bad zu benützen. Dort angelangt, wechselte er auch die Beinkleider und war nun ganz in Zivil. Um nicht aufzufallen, erwartete er die Ankunft des Zuges ausserhalb des Ortes, und als der Zug in den Bahnhof eingefahren war, traf er sich mit Epstein und bestieg mit ihm einen Waggon, wo ihm sein „Manager" die Fahrkarte übergab. Die Fahrt nach Harbin dauerte zwei Tage. Dort musste der Flüchtling die vollständige Ebbe seiner Reisekasse feststellen, und auch Epstein war offenbar nicht in der Lage, mit einem Vorschuss helfend einzuspringen. Beide waren jedoch um einen Ausweg aus der Klemme nicht verlegen, und durch Vermittlung von Epstein schrieb Frisch an den österreichisch-ungarischen Konsul in Tientsin (T'iensching), Hugo Schumpeter, und bat um Reisegeld. Zehn Tage musste er sich in einer minderen Herberge verstecken, dann aber trafen 200 chinesische Dollar[8] ein, und die Reise konnte

fortgesetzt werden. In dreitägiger Fahrt[9] ging es über Mukden (Shenyang) und Tientsin nach Peking, wo beide am 27. November eintrafen. Nur in Chan-chun (Tschan-tschun, Ch'ang-ch'un) wurde Frisch von einem japanischen Geheimpolizisten dreimal angehalten, doch hielt der russische Pass der Überprüfung stand. Sonst ereignete sich kein Zwischenfall.

Mit einiger Phantasie kann man sich wohl die Gefühle vorstellen, die Frisch bewegten, als ihn der Zug von Mukden nach Peking brachte und nun nicht mehr daran zu zweifeln und zu rütteln war, dass er frei war. Die Freiheit, ein Begriff, der sich in der Praxis immer mehr oder weniger umfangreiche Einschränkungen gefallen lassen muss, schien Frisch jetzt sicherlich das höchste und wertvollste Gut, und er konnte mit Recht stolz darauf sein, sich die Freiheit durch seinen raschen Entschluss und durch sein geschicktes Vorgehen wiedergewonnen zu haben. Die Hilfe Epsteins hatte die Durchführung der Flucht allerdings sehr wesentlich erleichtert und auch das Glück, dieser wankelmütige Weggefährte, hatte sich zur rechten Zeit dem Flüchtling zur Seite gestellt. Und Glück muss der Mensch in solchen Situationen immer haben, wenn seine Pläne gelingen sollen.

Von dem, was in seinem Inneren vor und während der Flucht vorging, findet sich in Frischs nüchternem und sachlichem Bericht freilich kein Wort. Es entsprach nicht der militärischen Erziehung des österreichisch-ungarischen Offiziers, darüber viel Aufhebens zu machen, ganz abgesehen davon, dass es ihm geradezu zur Pflicht gemacht war, jede sich nur irgendwie bietende Gelegenheit zur Flucht auszunützen.

Aus der Schilderung der weiteren Ereignisse, deren Zeuge Frisch in Peking wurde, lässt sich klar entnehmen, dass sein Tatendrang sehr bald zu neuem Leben erwachte. Es lag jedenfalls nicht an ihm, wenn seine Vorschläge kein Gehör fanden und als Phantastereien abgetan wurden. Ja als sein Bericht in Wien dem k. k. Ministerium für Landesverteidigung vorlag, zögerte man, ihm Glauben zu schenken und leitete Untersuchungen zur Überprüfung seiner Aussagen ein. An Ideen, und zwar an klugen wie auch an gewagten Ideen, hat es dem Österreicher selten gefehlt, wohl aber fehlte häufig das Verständnis und die Tatkraft bei den führenden Persönlichkeiten, die dazu berufen gewesen wären, diese Ideen in die Tat umzusetzen.

In Peking angekommen, meldete sich Frisch bei der österreichisch- ungarischen Gesandtschaft und wurde dem k.u.k. Marinedetachement zugeteilt, wo er Kost und Unterkunft erhielt; auch bei der Beschaffung von neuer Bekleidung war man ihm behilflich. Bald darauf ergriff er die Initiative und unterbreitete dem Gesandten Artur von Rosthorn mehrere Vorschläge.

So kurz sein Aufenthalt in Evgenevka gewesen war, so hatte er doch Fühlung mit den dort internierten Offizieren genommen; einen von ihnen, den Oberleutnant Oswald Preiss des k.u.k. Infanterieregiments Nr. 77, [10] weihte er in seine Fluchtabsichten ein und erhielt den Befehl, in Peking folgendes zu melden. Die deutschen und österreichiech-ungarischen Offiziere hätten die Absicht, sich bei passender Gelegenheit eines ca. 3 km von Evgenevka entfernten Waffenlagers zu bemächtigen, sich und die eigene Mannschaft zu bewaffnen, die etwa 100 Kosaken starke Garnison des Ortes zu überwältigen, sodann an die sibirische Eisenbahn zu marschieren und diese nachhaltig zu zerstören, um eine längere Unterbrechung des Zuschubes von Munition und Proviant nach dem europäischen Russland zu erreichen. Die Voraussetzungen für dieses Vorhaben wären insofern gegeben, als die kriegsgefangene deutsche und österreichisch-ungarische Mannschaft ob der schlechten Behandlung durch die Kosaken ohnehin kaum davor zurückzuhalten wäre, gewalttätig gegen ihre Bewacher vorzugehen. Seitens der Bevölkerung wäre kein Widerstand zu befürchten, da diese den Kriegsgefangenen eher freundlich gesinnt sei. Anders lagen die Dinge schon bei der Ausrüstung für diese Expedition. Es fehlte natürlich an der nötigen Winterbekleidung (Frisch wusste aus eigener Erfahrung sehr genau, wie wichtig diese war), und auch Proviant musste in ausreichender Menge beschafft werden, denn der Fussmarsch hätte über Hunderte von Kilometern geführt. (Hier lag übrigens der wunde Punkt des ganzen Planes, denn es war sehr fraglich, ob die Kriegsgefangenen bei ihrem geschwächten Gesundheitszustand in der Lage waren, derartige Strapazen mitten im Winter auszuhalten.) Bevor sich Frisch seines Auftrages entledigte, liess er durch Epstein Erkundigungen einziehen, und es zeigte sich, dass die Beschaffung von etwa 20 Gewehren samt Munition für den ersten Stoss keine Schwierigkeit bereiten würde. Nun trug Frisch den Plan dem Gesandten Rosthorn vor und ersuchte ihn um entsprechende Unterstützung, damit Winterbekleidung und Proviant für das Unternehmen beschafft werden könnte. Der Diplomat erwiderte, dass er in einem neutralen Staat Gesandter sei und dessen Neutralität verletzen würde, wenn er eine Aktion mit ausgesprochen aggressivem Charakter gegen einen Nachbarstaat unterstützen wollte. Darauf meinte Frisch, es stünden genügend Strohmänner zur Verfügung, er, der Gesandte, brauche nur die finanziellen Mittel bereitstellen. Doch auch darauf wollte Rosthorn nicht eingehen, sagte aber immerhin zu, dem Ministerium des Äusseren zu berichten und die Entscheidung hierüber einzuholen. [11]

Auf der Fahrt nach Peking hatte sich Epstein als Mitglied des russisch-revolutionären Komitees zu erkennen gegeben und nun baute Frisch darauf einen zweiten Plan. Er stellte sich vor, dass Epstein ein gutes Medium für die Schürung der Revolution in Russland abgeben könnte, und befragte ihn diesbezüglich. Epstein zeigte sich dem Ansinnen nicht abgeneigt, worauf Frisch dem Gesandten einen entsprechenden Antrag stellte. Rosthorn kam aber mit denselben Ge-

genargumenten wie bei Frischs erstem Vorschlag, und als Frisch versuchte, eine Unterredung zwischen ihm und Epstein herbeizuführen, wurde dieser gar nicht vorgelassen. [12]

Von deutscher Seite wurde der Plan jedoch aufgegriffen; es wurden Proklamationen in russischer Sprache gedruckt, die durch Vermittlung Epsteins dem russisch-revolutionären Komitee in die Hände gespielt und sodann unter das Volk gebracht werden sollten. Zur Ausführung kam es allerdings nicht, denn Epstein wurde, da er landsturmpflichtig war, zum Militärdienst eingezogen.

Auch Frischs erster Vorschlag wurde von deutscher Seite zu verwirklichen versucht. Vermutlich war die deutsche Vertretung ungefähr zur selben Zeit auf den gleichen Gedanken gekommen wie Oberleutnant Preiss in dem viele hundert Kilometer entfernten Gefangenenlager. Der deutsche Militärattaché Hauptmann im Generalstab Werner Rabe von Pappenheim rüstete mit Unterstützung des Marinedetachements eine Expedition [13] aus und fragte bei den geflüchteten österreichisch-ungarischen Offizieren an, ob sie an derselben teilnehmen wollten. Es meldeten sich vier Herren freiwillig, darunter auch Frisch. Da Pappenheim aber nur zwei benötigte, wurde gelost und Frisch schied aus — sehr zu seinem Glück, denn das Unternehmen wurde durch ein Missgeschick Pappenheims an die Russen verraten. Noch weit von ihrem Ziel entfernt, wurden die acht Deutschen und Österreicher von eben denselben Chungusen, die Pappenheim angeworben hatte, niedergemacht. Der russische Einfluss erwies sich stärker als das deutsche Silber.

Mitte Februar 1915, also zu einer Zeit, da der Misserfolg der Expedition Pappenheims in Peking noch nicht bekannt war, entschloss sich Frisch, die Rückkehr in die Heimat zu versuchen, weil er sah, dass es in China für ihn nichts zu tun gab. Da er den russischen Pass noch besass, befand er sich dabei in einer relativ günstigen Situation; anderen Offizieren, denen ohne Ausweispapiere die Flucht gelungen war, hatte nämlich der Gesandte Rosthorn die Weiterreise nach Österreich als aussichtslos hingestellt und sich geweigert, die Mittel zur Verfügung zu stellen, oder etwa gar gefälschte Papiere zu beschaffen. [14] Bei Frisch gab es derlei Hindernisse nicht, und er erhielt 600 chinesische Dollar Reisekostenvorschuss. [15] Als Russe getarnt, gedachte er die sibirische Bahn zu benützen, um ins europäische Russland und von dort nach Rumänien zu gelangen. Die Weiterbeförderung in die Monarchie konnte keine Schwierigkeit mehr sein. So einfach sich dieser Plan anhört, so stellte er doch ein kolossales Wagnis dar, denn die Gefahr der Entlarvung bei einer vielwöchigen Fahrt quer durch das ganze sibirische und europäische Russland war sehr gross, und auch die Überwindung der russisch-rumänischen Grenze konnte keine Bagatelle sein. Es gehörte schon eine profunde Kenntnis nicht nur der russischen Sprache, sondern auch der Gebräuche und Gepflogenheiten dazu, auf diesem langen

Weg nicht aufzufallen. Seinen eigenen Angaben zufolge beherrschte Frisch vor Kriegsausbruch 1914 die russische Sprache nicht; es mag allerdings sein, dass er — wie dies in den an Russland grenzenden Kronländern Österreichs häufig der Fall war — geringe Kenntnisse dieser Sprache besass, die er eben wegen ihrer Mangelhaftigkeit nicht anführte. Selbst bei erheblicher Sprachenbegabung ist aber kaum anzunehmen, dass er während seiner Kriegsgefangenschaft akzentfrei russisch sprechen gelernt hätte. Wie dem auch sein mochte, er gedachte jedenfalls das Risiko einzugehen. Unmögliches mutete er sich übrigens nicht zu, denn es gibt Beispiele dafür, dass auch dieser — wohl der gefahrvollste — Fluchtweg mit Erfolg zurückgelegt wurde. [16]

Am 21. Februar 1915 verliess Frisch per Bahn Peking und erreichte über Tientsin und Mukden Chan-chun. Dort orientierte er sich unauffällig über seine weiteren Aussichten und musste feststellen, dass er, d.h. der Russe, auf dessen Name sein Pass lautete, inzwischen landsturmpflichtig geworden war, da die Aushebungen zum Militärdienst mittlerweile in verstärktem Ausmass auch auf Ostsibirien ausgedehnt worden waren. Er lief also Gefahr, bei einer der nächsten Passkontrollen festgehalten und in die russische Armee eingereiht zu werden. Dort wäre sehr bald entdeckt worden, dass er nicht der war, für den er sich ausgab. Es blieb also keine andere Wahl, als umzukehren. Am 1. März traf er wieder in Chinas Hauptstadt ein.

Weit davon entfernt, zu resignieren, sah er sich nach einer anderen Möglichkeit um, und diese bot sich in der entgegengesetzten Himmelsrichtung an. Mehrere nach Peking geflüchtete Offiziere und auch zwei Militärärzte, mit denen Frisch wochenlang beisammen gewesen war (und mit denen er sicherlich auch die Chancen der Heimkehr diskutiert hatte), waren unterdessen per Schiff in die Vereinigten Staaten abgegangen, um entweder über Norwegen und Dänemark oder aber über das (damals noch neutrale) Italien die Heimat zu erreichen. Bisher war noch keine Nachricht eingelaufen, dass einer dieser Herren Pech gehabt hätte und das bestärkte Frisch in seinem Vorhaben. Er sagte sich auch ganz richtig, dass er auf diese Route mit einem russischen Pass sicherlich weniger Schwierigkeiten haben würde als seine Schicksalsgenossen, die entweder ohne Papiere reisten, oder sich als Bürger neutraler Staaten ausgaben.

Wieder wurde die Kasse der Gesandtschaft um 750 chinesische Dollar für Reisespesen erleichtert, und am 17. März verliess Frisch Peking endgültig. Die Fahrt ging nach Shanghai, wo sich die Schiffslinien kreuzten und die eheste Aussicht bestand, eine rasche Verbindung zu bekommen. Am 23. März schiffte er sich auf dem amerikanischen Dampfer „Siberia" ein, musste es allerdings in Kauf nehmen, dass die japanischen Häfen Nagasaki, Kobe und Yokohama

angelaufen wurden und das Schiff in Honolulu einen Tag Aufenthalt hatte. Eine schnellere Verbindung war aber nicht möglich, denn schliesslich war Krieg und die Personenschiffahrt wesentlich reduziert. Am 12. April erfolgte die Ankunft in San Francisko. Frisch begab sich alsbald auf das österreichisch-ungarische Konsulat, um sich über die Weiterreise zu informieren. Er erfuhr, dass seine Vorläufer vom Glück begünstigt und nicht abgefangen worden waren. Am 18. April setzte er seine Fahrt per Bahn über Chikago nach New York fort, wo er am 21. April eintraf. Nun gab es die ersten Schwierigkeiten. Frischs Mittel reichten nicht aus, um die Schiffsfahrt über Skandinavien nach Deutschland zu finanzieren, so dass das österreichisch-ungarische Generalkonsulat mit 80 US-Dollar [17] einspringen musste. Als er im Büro der Skandinavien-Amerika-Linie eine Schiffskarte erstehen wollte, wurde ihm der Kauf ohne Angabe eines Grundes verweigert. Schliesslich gelang es ihm, in Hoboken einen Platz auf dem Dampfer „United States" zu bekommen, doch verdankte er dies nur seinem russischen Pass.

Am 23. April lichtete das Schiff die Anker, und die letzte Etappe von Frischs abenteuerlicher Flucht begann. Sie sollte ihm noch allerlei Herzklopfen bescheren, denn kaum hatte das Schiff die Drei-Meilen-Zone und damit das Hoheitsgebiet der USA verlassen, wurde es von einem englischen Kreuzer angehalten und ein Deutscher, der sich als Schwede ausgab, aber keine Papiere vorweisen konnte, von Bord geholt. Ungefähr eine halbe Tagesreise vor Schottland wurde die „United States" von einem englischen Hilfskreuzer gezwungen, den Kurs zu ändern und den Hafen Kirkwall anzulaufen. Dort überprüften Sachverständige genau die Pässe und englische Offiziere unterzogen die Passagiere eingehenden Verhören, wobei sie durch allerlei raffinierte Finten und Fangfragen herauszubekommen trachteten, ob der Betreffende vielleicht ein ganz anderer war, als der, auf den der Pass lautete. Auch Frisch kam an die Reihe, doch er bestand die Nervenprobe, denn es gelang den Engländern nicht, sein Inkognito zu lüften. Nachdem noch die Ladung des Schiffes gründlich untersucht worden war, durfte es endlich nach drei Tagen Aufenthalt die Fahrt fortsetzen. Christiania wurde kurz angelaufen und am 5. Mai konnte Frisch in Kopenhagen an Land gehen. Das grosse Wagnis war geglückt, die Freiheit zum zweiten Mal wiedergewonnen. Jetzt gab es kein Halten mehr. Per Eisenbahn und Fähre erreichte Frisch am 6. Mai Warnemünde, wo er sich als der ausgeben musste, der er wirklich war. Der russische Pass wurde ihm abgenommen und er konnte nach Berlin weiterfahren. Hier entledigte er sich im Auswärtigen Amt der Aufträge, die er von der deutschen Gesandtschaft in Peking erhalten hatte, und teilte über die Expedition Pappenheims mit, was er wusste. [18]

Nach dreitägigem Aufenthalt in Berlin holte sich Frisch beim österreichisch-ungarischen Generalkonsulat die Marschroute nach

Wien, wo er am 10. Mai eintraf. Tags darauf meldete er sich im k. k. Ministerium für Landesverteidigung..

Wenn man die gar nicht geringe Zahl von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften des k.u.k. Heeres, der k. k. Landwehr und der k. u. Honvéd überblickt, denen die Flucht aus der russischen Kriegsgefangenschaft unter mehr oder minder dramatischen Umständen und gefährlichen Erlebnissen glückte und die sich dann auch noch in die Heimat durchzuschlagen vermochten, so erscheint die Tat des Kadetten Frisch nicht aussergewöhnlich. Sie war es aber doch, wenn man sie als die Tat einer Einzelpersönlichkeit wertet und als solche sollte sie jedenfalls gewertet werden, denn eine summarische Beurteilung würde die Einzelleistung und alles, was als Voraussetzung dazu seitens der handelnden Person erforderlich war, ungerechtfertigterweise herabsetzen. Der Entschluss und die Durchführung der Tat erforderten immer den Einsatz des ganzen Menschen und vor seinem Mut und seiner Entschlossenheit müssen sich, um einen Ausdruck der damaligen Zeit zu gebrauchen, die Degen als Zeichen der Anerkennung senken.

Ob der Empfang, der Frisch im k. k. Ministerium für Landesverteidigung zuteil wurde, seinen Erwartungen entsprach, wissen wir nicht. Er wurde vorerst dem Ersatz-Bataillon des k. k. Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 1 (Wien) zugeteilt und dieses angewiesen, ihn in Verpflegung zu nehmen, mit den notwendigen Uniformen zu versehen, ihm die zustehenden Gebühren auszufolgen und eine Unterkunft für ihn zu besorgen (er wohnte vom 15.5. bis 19.7.1915 im XIII. Bezirk, Felbigergasse Nr. 93). Gleichzeitig erhielt er den Befehl, einen ausführlichen Bericht über seine Flucht zu verfassen.[19] Am 13. Mai legte er ihn vor. Aus den Akten ist nun ganz eindeutig zu entnehmen, dass die Stabsoffiziere der einzelnen Abteilungen seinen Schilderungen nicht recht Glauben schenken wollten. Der erste Anlass zu diesem Misstrauen dürfte der peinliche Umstand gewesen sein, dass über die Ernennung zum Kadetten dem Ministerium keine Nachricht zugekommen war; er wurde in der Abteilung VII nur als Kadett-Aspirant und zwar mit seinem früheren jüdischen Vornamen Sucher geführt. Es war also auch die Konversion dem Ministerium nicht gemeldet worden. Zur Klärung des Sachverhaltes wurde Frisch zitiert und mit ihm ein Protokoll aufgenommen,[20] dessen Inhalt dem Ersatz-Bataillon des k. k. Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 17 zur Stellungnahme übermittelt wurde, nachdem eine telegrafisch eingeholte Auskunft kein befriedigendes Resultat erbracht hatte.[21] Erst im August kam die Antwort, dass weder beim Feldregiment noch beim Ersatz-Bataillon Belege über die Ernennung zum Kadetten aufgefunden werden konnten, da die Schreibstube des Regimentskommandos mit allen Unterlagen und Regimentskommandobefehlen aus der fraglichen Zeit im Verlaufe späterer Kampfhandlungen dem Feind in die Hände gefallen war. Der Adjutant, der seinerzeit Frisch seine Ernennung

zugerufen hatte, konnte sich jetzt, fast ein Jahr später, nicht mehr daran erinnern, meinte aber, wenn er Frisch die fragliche Mitteilung gemacht haben sollte, so habe er die Ernennung bestimmt in einem Regimentskommandobefehl gelesen. [22]

Auch jene Meldung, die heute in der Kriegsgefangenenkartei des Bundesministeriums für Inneres, Referat 33/M (Matrikenamt) verwahrt wird, und die nicht nur die Gefangennahme Frischs, sondern auch seine Flucht nach Peking zum Inhalt hat, dürfte damals dem Ministerium noch nicht bekannt gewesen sein. Die Tatsache der Flucht liess sich indessen, wenn man von dem lebenden Beweis schon nicht überzeugt war, noch am raschesten verifizieren. Die Marinesektion des k.u.k. Kriegsministeriums übersandte nämlich auf eine Anfrage einen Chiffre-Bericht des Marinedetachements in Peking vom 18. Januar 1915 (er langte erst am 17. März 1915 in Wien ein), der die Ankunft Frischs und anderer geflüchteter Offiziere meldete. [23] Die Erkundigungen, die das Ministerium für Landesverteidigung beim Ministerium des Äusseren einleitete, hatten natürlich eine längere Laufzeit. Auf diesem Wege wurde zuerst der Bericht Frischs bekannt, den er der Gesandtschaft in Peking über seine Beobachtungen in der Kriegsgefangenschaft erstattet hatte und der inzwischen eingetroffen war. [24] Dann kam aus Berlin Frischs russischer Pass und die Mitteilung, dass seine Eröffnungen dem Auswärtigen Amt von Wert gewesen seien. [25] Nun war man einigermassen überzeugt, veranlasste aber trotzdem noch eine Stellungnahme der Gesandtschaft in Peking. Der diesbezügliche Bericht Rosthorns vom 1.10.1915 langte erst im Februar 1916 in Wien ein; der Gesandte bestätigte die Angaben Frischs und meinte: „Er zeigte grössten Eifer, selbst unter Lebensgefahr ein patriotisches Werk zu vollbringen. Indessen sein Projekt, Kriegsgefangene in Sibirien von hier aus mit Waffen zu versehen, durch sie die sibirische Eisenbahn zerstören zu lassen und mit Hilfe des Juden Epstein eine Revolution anzuzetteln, war undurchführbar und geradezu phantastisch. Epstein schien mir überdies nicht vertrauenswürdig." [26]

Es war einleuchtend, dass man im Ministerium für Landesverteidigung nicht so lange warten konnte und wollte, bis letzte Klarheit gewonnen war. Am 12. Juli 1915 erging die Weisung, dass Frisch zum Ersatz-Bataillon des k. k. Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 17 einzurücken und mit der nächsten Marschformation ins Feld abzugehen habe.[27] Das war ein harter Befehl, denn das Regiment stand an der Ostfront, so dass Frisch in Bälde gegen just denselben Feind kämpfen musste, dessen Klauen er mit viel List entschlüpft war. Ihm scheint das jedoch, wie sein weiteres Verhalten beweisen dürfte, nicht viel ausgemacht zu haben.

Drei Tage später fiel im Ministerium die Entscheidung über die „Rehabilitierung" Frischs. Auf Grund der Mitteilungen des Auswärtigen Amtes in Berlin referierte der Vorstand des Präsidial-

Büros dem Minister, und General der Infanterie Friedrich Freiherr von Georgi entschied, dass gegen die Beförderung Frischs keine Bedenken mehr bestünden. Diese Verfügung wurde dem Ersatz-Bataillon, bei dem Frisch bereits eingetroffen war, bekanntgegeben [28] und nun ging alles sehr schnell. Der Ernennung zum Kadetten in der Reserve mit rückdatiertem Rang vom 4.8.1914 [29] folgte am 4. September 1915 die Ernennung zum Leutnant in der Reserve mit dem Rang vom 1.7.1915. [30] Frisch war inzwischen mit dem 13. Marschbataillon an die Front abgegangen; am 17. September meldete er sich bei seinem Regiment. [31]

Frischs Flucht aus der Gefangenschaft hatte noch ein Nachspiel und zwar ein finanzielles. Da er in seinem Bericht die erhaltenen Reisekostenvorschüsse angegeben hatte, nahm sich die Abteilung X des Ministeriums für Landesverteidigung der Verrechnung dieser Spesen an. Der Rechnungsführer des Feldregiments, der zuerst damit befasst wurde, erklärte sich dazu begreiflicherweise ausserstande, und nach einigem Hin und Her musste Frisch seine Flucht nach Tag und Ort genau aufschlüsseln, war jedoch nicht in der Lage, Rechnungen über seine Ausgaben vorzulegen; diese Belege hatte er vorsichtshalber nicht aufgehoben, da er besorgte, sie könnten bei einer Durchsuchung zu seiner Entlarvung führen. Die schliesslich im Department X erstellte Reiserechnung, deren Beträgen immerhin die Einschränkung „beiläufig" vorangesetzt wurde (vermutlich weil sie auf Grund der aus dem Jahre 1913 bekannten Fahrpreise und Verköstigungssätze festgesetzt worden waren, ergab ein Manko von 1.088 Kronen 50 Heller auf den erhaltenen Gesamtvorschuss von 3.501 Kronen 50 Heller, d.h. dass Frisch um mehr als 1000 Kronen zu viel verbraucht hatte. Die Differenz erklärte sich wohl durch die kriegsbedingte Teuerung, die sich auch im Fernen Osten auswirkte und die man in Wien im einzelnen wirklich nicht einkalkulieren konnte, da hierüber authentische Nachrichten einfach nicht vorlagen. Das Ministerium zeigte sich jedoch grosszügig und „in Würdigung seines Verhaltens" wurde Frisch die Rückzahlung des erwähnten Betrages „ausnahmsweise" nachgesehen. [32]

Im Frühjahr und Sommer 1915 hatte das k. k. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 17 an den schweren und verlustreichen Kämpfen teilgenommen, die zur Wiedereroberung Galiziens geführt hatten. Gerade zu der Zeit, als Frisch beim Regiment eintraf, war es in wechselvolle Kämpfe in den Waldgebieten westlich Ruda-Krasne verwickelt. Dem österreichischen Angriff folgte ein Gegenangriff der Russen, der das Regiment zeitweise in eine bedrohliche Lage versetzte, da die eigene Schwarmlinie wiederholt durchbrochen wurde und Verwirrung bei einigen Kompanien entstand. Dank des zielbewussten und keine Gefahr scheuenden Einsatzes des Regiments-Kommandanten Oberst Ludwig Reindl, der überall dort persönlich eingriff, wo es kritisch wurde, konnten auch diese schwie-

rigen Situationen gemeistert werden.[33] Das Regiment verdankte seinem Kommandanten überhaupt sehr viel. Seit er das Kommando am 25. Januar 1915 übernommen hatte, war vieles anders geworden. Die Fürsorge, die er seinen polnisch sprechenden Infanteristen entgegenbrachte, die Erfolge, die das Regiment unter seiner Führung errungen und die Misserfolge, vor denen es bewahrt worden war, hatten die Kampfmoral beträchtlich gehoben. Frisch entging das nicht; fand er doch jetzt ganz andere Verhältnisse vor als im August 1914. Umgekehrt scheint der kleine, rührige Leutnant, der eine Menge Ideen hatte und viel Initiative entwickelte, dem Regiments-Kommandanten sehr bald aufgefallen zu sein. Er war ja durch seine Flucht an sich schon bekannt. Es spricht nun sehr für das Gerechtigkeitsempfinden von Oberst Reindl, dass er der Ansicht war, Frisch habe sich für seine Flucht ein sichtbares Zeichen der Anerkennung verdient.[34] Er wartete aber noch mit einem diesbezüglichen Schritt, bis er sich selbst ein Urteil über den Leutnant gebildet hatte.

Vom 3. bis 28. Oktober 1915 führte Frisch vertretungsweise die 3. Kompanie[35] und bewies in den Gefechten bei Komarov am Styr Ende Oktober und Anfang November „sehr viel Mut, Unerschrockenheit und Energie, eiferte durch sein hervorragendes Beispiel und der ihm eigenen Art, auf die Mannschaft einzuwirken, diese zu immer wieder erneutem Vorgehen an, bis die feindlichen Stellungen endgültig genommen waren". Nachdem Oberst Reindl diese Beobachtungen gemacht hatte, richtete er am 20. November eine Anfrage an das k. k. Ministerium für Landesverteidigung, ob Frisch für seine Flucht zu einer Auszeichnung eingegeben werden könne. Die Antwort fiel positiv aus[36] und am Christtag des Jahres 1915 beantragte Oberst Reindl die Verleihung der zweithöchsten Mannschaftsauszeichnung, der Silbernen Tapferkeitsmedaille 1. Klasse, für Frisch.[37] Brigade-[38] und Divisions-Kommando befürworteten und mit Abfertigung Nr. 3 vom 12.1.1916 wurde Frisch die genannte Auszeichnung vom X. Korps-Kommando verliehen.[39]

Nach den bereits erwähnten Kämpfen bei Komarow am Styr war das Regiment an diesem Fluss in Stellung gegangen. Obwohl dezimiert durch die Gefechte und erschöpft durch das Ausharren in Kälte, Nässe und Schlamm bei Tag und Nacht, hatte die Truppe sogleich damit beginnen müssen, Stellungen, Unterkünfte und Wege zu bauen, denn mit dem Einbruch des Winters war jeden Tag zu rechnen. Dabei wirkte sich erschwerend aus, dass der Fluss mehrere Arme hatte und die Ufer kilometerweit versumpft waren, wodurch die Lage ziemlich unübersichtlich wurde. Vom Gegner war nicht viel zu sehen. Er konnte aber nach dem Bau von behelfsmässigen Stegen jederzeit da oder dort auftauchen, bei Nacht und Nebel den Fluss übersetzen, um überfallsartig eine Feldwache auszuheben oder auch nur die österreichischen Stellungen zu erkunden. Es war also Wachsamkeit und Aufklärungstätigkeit im „Niemandsland" geboten. Für

die Patrouillen kamen fast nur die langen Winternächste unter entsprechenden Witterungsverhältnissen in Frage und es braucht nicht besonders betont zu werden, dass viel Geschick und Glück dazu gehörte, wollte man nicht vom Gegner erkannt und angeschossen werden oder gar in einen Hinterhalt geraten. Keine ungefährliche Sache also, überhaupt wenn man den Ehrgeiz hatte, positive Resultate zu erzielen. Diesen Ehrgeiz besass Leutnant Frisch jedenfalls.

Am 26. Dezember 1915 meldete er sich freiwillig auf Patrouille, um nach Einbruch der Dunkelheit das überschwemmte Sumpfgebiet gründlich nach etwaigen feindlichen Übergangsstellen abzusuchen. Er fand eine vollkommen intakte Brücke über einen breiten Nebenarm des Styr, ging darüber und gelangte zum Hauptarm, an dessen jenseitigem Ufer er die russischen Posten und die zwischen ihnen patrouillierenden Streifen konstatierte. Durch Lokalaugenschein davon überzeugt, dass die Brücke vom Feind genauso benützt werden konnte, wie sie von ihm selbst begangen worden war und sich somit für einen Vorstoss gegen die eigenen Stellungen dem Feind geradezu anbot — wovon dieser glücklicherweise noch nichts gemerkt hatte — beschloss Frisch, die Brücke noch in derselben Nacht unpassierbar zu machen. Er ging in die Hauptstellung zurück und alarmierte einen in der Nähe mit Schanzarbeiten beschäftigten Sappeurzug. Den rasch zusammengestellten Sprengtrupp führte er selbst bis zur Brücke vor und geleitete ihn, nachdem die Sprengladungen fachgerecht angebracht worden waren, wieder in die Stellung zurück. Die Zündung der Sprengsätze hatte er sich persönlich vorbehalten, kehrte zu diesem Zweck zur Brücke zurück und wenig später flog sie in die Luft — sie stellte keine Gefahr mehr für die österreichischen Truppen dar.

Oberst Reindl würdigte das von Frisch bewiesene aussergewöhnliche Mass von Unerschrockenheit, indem er ihn zur Verleihung der bronzenen Militärverdienstmedaille am Bande des Militärverdienstkreuzes (Signum laudis) vorschlug.[40] Dies geschah am 20. Dezember 1915, also fünf Tage vor dem Antrag auf die Silberne Tapferkeitsmedaille 1. Kl. Bis zur Erledigung dauerte es diesmal länger, denn die Offiziersauszeichnungen (um die niederste handelte es sich) waren der Genehmigung des Kaisers vorbehalten. Mit allerhöchster Entschliessung vom 24.2.1916 verlieh Kaiser Franz Joseph die beantragte Auszeichnung.[41]

In den ersten Monaten des Jahres 1916 blieb für das k. k. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 17 die Lage unverändert: Stellungskrieg am Styr. Über Frischs Tätigkeit in dieser Zeit heisst es zusammenfassend in einem Belohnungsantrag vom Juli 1916: „Seine Leistungen als Patrouillen-Kommandant wurden wiederholt vom Divisions-Kommando belobend veröffentlicht."[42] Dies geschah in den sogenannten Abfertigungen und Befehlen. Von den rund 300 Abfergungen des k. k. 45. Landwehr-Infanterie-Truppen-Divisions-Kommandos aus dem Jahre 1916 ist jedoch nur eine einzige überliefert,

sodass diese wichtige Quelle für immer verschüttet bleibt und keine detaillierten Angaben möglich sind. Sicher ist allerdings, dass sich Frisch in diesen Monaten freiwillig zum Jagdkommando des Regiments meldete. Diese Jagdkommandos — Vorläufer der Ende 1917 von jeder Division aufgestellten Sturmbataillone — verdankten ihre Entstehung dem Bedürfnis, innerhalb des Regiments eine jederzeit einsatzbereite, besonders schlagkräftige Truppe zur Verfügung zu haben. Zuerst in der Stärke von 40—50 Mann, bald aber in Kompaniestärke formiert, waren sie dazu bestimmt, besonders schwierige Unternehmungen durchzuführen oder dort helfend einzugreifen, wo sich eine kritische Situation herausgebildet hatte. Demgemäss setzte sich jedes Jagdkommando aus einer Auswahl der schneidigsten und bewährtesten Unteroffiziere und Soldaten des Regiments zusammen und der Offizier, dem die Führung übertragen wurde, war konsequenterweise einer der besten aus der Zahl der Subalternoffiziere, wobei auf Rang und Namen keine Rücksicht genommen wurde. Dass Leutnant Frisch das von ihm erstrebte Kommando erhielt, stellt einen Beweis dafür dar, dass sein Regiments-Kommandant schon damals eine sehr hohe Meinung von ihm hatte und das — wie die Zukunft lehren sollte — mit Fug und Recht.

Ein weiterer Beweis hierfür ist darin zu erblicken, dass Oberst Reindl am 28.2.1916 die aussertourliche Beförderung Frischs zum Oberleutnant in der Reserve beantragte. Dazu waren im Frieden wie im Krieg ganz aussergewöhnliche Leistungen und eine hervorragende Qualifikation Voraussetzung.[43] Nach Würdigung von Frischs bisherigen Leistungen wies der Regiments-Kommandant darauf hin, dass sich die Beförderung zum Leutnant infolge der Kriegsgefangenschaft erheblich verzögert habe, und schloss mit den Worten: „Derselbe erscheint durch seine hervorragende Tüchtigkeit, durch seine wiederholt an den Tag gelegte Tapferkeit und Todesverachtung und durch sein jederzeit bekundetes Pflichtgefühl der aussertourlichen Beförderung zum Oberlautnant in der Reserve umsomehr in jeder Beziehung würdig, als derselbe auch ein im Regiment infolge seiner Charaktereigenschaften beliebter und von allen Offizieren und auch von seinen Untergebenen geehrter Kamerad ist." [44] Obwohl alle Vorgesetzten den Antrag befürworteten, blieb er im Armee-Oberkommando unerledigt liegen, vermutlich weil man ihn als verfrüht betrachtete. Und doch war das letzte Wort darüber noch nicht gesprochen.

Als der Frühling endlich auch am Styr seinen Einzug hielt, war die Kriegslage dort unverändert. Es war zwar keine besonders ruhige und erholsame Zeit, die die k. k. 45. Landwehr-Infanterie-Truppen-Division dort verbrachte, allein vor verlustreichen Schlachten blieben ihre Regimenter doch verschont. Indessen wurde die Ausbildung der Truppe ebenso intensiv betrieben wie die Patrouillentätigkeit. In beiden Sparten zeigte Frisch unermüdlichen Eifer. Ende März 1916 gelang es ihm nach einigen vergeblichen Versu-

chen, die an der Wachsamkeit der russischen Posten scheiterten, in zwei aufeinander folgenden Nächten den Styr zu übersetzen. Nur von einem Mann begleitet, schlich er sich an die russischen Stellungen im Südteil von Kulikowiczy heran und erkundete deren Verlauf, die Art ihres Ausbaues, die Hindernisse davor und schliesslich auch die Stärke der Besatzung. Doch der Russe schlief nicht. Beide Male wurde Frisch mit seinem Begleiter entdeckt und beschossen und die Rückkehr über den Styr musste im Kreuzfeuer der russischen Maschinengewehre bewerkstelligt werden.

Für Oberst Reindl waren diese zwei Unternehmungen und die vorzügliche Dienstleistung Frischs als Führer des Jagdkommandos Anlass genug, um ihn zu einer neuerlichen Auszeichnung — silberne Militärverdienstmedaille am Bande des Militärverdienstkreuzes — vorzuschlagen.[45] In dem diesbezüglichen Antrag vom 3.4.1916 fasste er einleitend sein Urteil über Frisch in den Worten zusammen: „Ein hervorragend schneidiger und todesmutiger Offizier, der vor keiner Gefahr scheut, um einen erhaltenen Befehl oder gefassten Beschluss durchzuführen." Der Brigadier schloss sich dem Antrag an: „Leutnant Frisch hat sich durch sein wiederholtes tapferes, fast waghalsiges Verhalten im Aufklärungsdienst eine neuerliche allerhöchste Auszeichnung verdient" und sogar der Divisionär fügte seiner Befürwortung hinzu: „Ein hervorragender, mir persönlich bekannter Offizier." Mit allerhöchster Entschliessung vom 14.7.1916 verlieh Kaiser Franz Joseph die beantragte Auszeichnung.[46]

Die damals schon recht lange Laufzeit der Offiziersbelohnungsanträge, die vom Offizierskorps mit Recht kritisiert wurde, konnte vom Regiments-Kommando zwar nicht verkürzt werden, doch hatte Oberst Reindl noch andere Möglichkeiten, um einem verdienten Offizier seine Anerkennung zum Ausdruck zu bringen. Er bewilligte Leutnant Frisch im Mai einen mehrwöchigen Urlaub nach Czernowitz. Das geschah sozusagen in letzter Stunde, denn schon rüstete Brussilow für seine an mehereren Frontabschnitten zugleich geplante Offensive; ein Stoss sollte, um den Gegner auch im Süden zu binden, die Wiedergewinnung der Bukowina zum Ziele haben, deren Hauptstadt — seit 17.2.1915 wieder in österreichischer Hand — nur 12—15 km hinter der Front lag. Aber davon wusste Frisch nichts; er freute sich auf das Wiedersehen mit seiner Familie und gedachte darüber hinaus noch eine andere, offenbar schon länger gehegte Absicht zu verwirklichen. Es mag sein, dass der Unermüdliche in den langen Winternächten am Styr noch Zeit gefunden hatte, sein juridisches Wissen aufzufrischen und zu vervollständigen. Kurzum — am 17. Mai 1916 trat er zum staatswissenschaftlichen Rigorosum an der Universität Czernowitz an und bestand dasselbe mit einheitlich genügendem Erfolg.[47] Ein besseres Resultat war mit Rücksicht auf die Umstände, unter denen die Vorbereitung erfolgt war, wirklich nicht zu erhoffen gewesen.

Kaum vom Urlaub zurückgekehrt, wurde Frisch in den Wirbel der Ereignisse hineingezogen, der durch Brussilows Offensive ausgelöst worden war. Nach schwerster Artillerievorbereitung durchbrach die übermächtige russische Dampfwalze am 5.6.1916 die österreichischen Linien östlich von Luck und trieb in den nächsten Tagen die österreichisch-ungarischen Divisionen unter bedeutenden Verlusten an Menschen und Material vor sich her. Luck ging verloren, die rückwärtige Verteidigungslinie am Styr konnte nur kurz behauptet werden und dann stiessen die russischen Truppen auch schon darüber hinaus nach Westen vor. Eine Katastrophe grossen Ausmasses schien sich anzubahnen. Die k. k. 45. Landwehr-Infanterie-Truppen-Division und mit ihr das k. k. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 17 bildeten den nördlichen Eckpfeiler an der tiefen Einbuchung, die durch den russischen Einbruch entstanden war. Sie hatte ihre Stellungen am Westufer des Styr unter allen Umständen zu halten, denn ein Durchbruch der Russen auch an dieser Stelle hätte eine gefährliche Flankenbedrohung der gegen Norden anschliessenden Heeresgruppe Linsingen mit sich gebracht. Und genau das bezweckten die Russen auch. Am 7. und 8. Juni versuchten sie in mehreren Vorstössen die Übergänge bei Kolki zu forcieren, wurden jedoch blutig zurückgeschlagen. Am 9. Juni gelang es einer russischen Division, am Westufer des Styr bei Siemki (zwischen Kolki und Kulikowiczy) Fuss zu fassen. Zu den rasch herangeführten Reserven, die den Einbruch abriegelten, gehörte auch das Jagdkommando des k. k. Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 17 unter Leutnant Frisch. Nach zweitägigem, durch die Nacht kaum unterbrochenem, wildbewegtem Ringen in dem sumpfigen und waldbedeckten Augelände konnte ein voller Erfolg errungen werden. Der Angreifer wurde über den Styr zurückgeworfen und musste mehr als 1.300 Gefangene in den Händen der Österreicher lassen.[48] Bei diesen Kämpfen zeichnete sich Frisch wiederholt durch „Mut und Todesverachtung" aus, indem er stets durch sein persönliches Beispiel die schon ermüdete Mannschaft aneiferte." Bei einem überfallsartigen Angriff einer russischen Abteilung am 9. Juni nahm er einen günstigen Augenblick wahr und führte aus eigenem Entschluss mit Teilen seines Jagdkommandos einen Gegenstoss in die Flanke der Angreifer. Diese gerieten in Verwirrung, der Angriff kam zum Stehen und Frisch gelang es noch, gegen 100 Russen zu Gefangenen zu machen.

Oberst Reindl benützte diese Waffentat nicht nur, um Leutnant Frisch zum Militärverdienstkreuz III. Kl. mit der Kriegsdekoration vorzuschlagen,[49] er fand auch folgende Charakteristik für den Führer seines Jagdkommandos: „Ist einer der tapfersten Offiziere im Regimente, der keine Gefahr scheut und stets grösste Unerschrockenheit und Tapferkeit an den Tag legt." Ebenso lobend äusserten sich die vorgesetzten Kommandanten.[50] Die antragsgemässe Erledigung erfolgte freilich erst mit allerhöchster Entschliessung vom 7.11.1916.[51]

Die Kämpfe in diesem Gebiet waren damit jedoch noch lange nicht zum Abschluss gekommen. Am 4. Juli rissen überlegene russische Kräfte im Raum zwischen Tuman und Kolki nach starker Artillerie-Vorbereitung die österreichische Front auf. Die vorsorglich bereit gehaltenen Reserven, unter ihnen auch das Jagdkommando unter Frisch, mussten sich mit der Abriegelung der Einbruchsstelle begnügen, nachdem die anbefohlenen Gegenstösse nicht durchgedrungen waren. Die neue Frontlinie war durch ihre Einbuchtung, durch das unübersichtliche Sumpf- und Waldgelände und infolge der bereits geschwächten Truppen einigermassen problematisch; immerhin konnte sie am nächsten Tag in aufreibenden Einzelgefechten gegen den russischen Druck behauptet werden. Bei diesen Kämpfen zeichnete sich Frisch „abermals in ganz besonderer Weise aus und es muss hervorgehoben werden, dass er, obgleich Kompaniekommandant, freiwillig jede Nacht auf Offizierspatrouille ging und sehr genaue Meldungen überbrachte. In diesem Gefecht wurde Leutnant Frisch, als er einen Gegenstoss ausführte, verwundet".[52] Ein Infanteriegeschoss durchschlug den rechten Mittelfuss, wobei es zu einer Absplitterung des ersten und zu Frakturen des dritten und vierten Mittelfussknochens kam. Ein Verbleiben in der Front war mit dieser Verwundung natürlich ausgeschlossen und Frisch wurde ins Hinterland abgeschoben. Die Ausheilung der Verletzung erfolgte zuerst in Jägerndorf und ab 21. Juli 1916 im k.u.k. Reserve-Spital Nr. 2 in Olmütz. Glücklicherweise gab es keine Komplikationen und am 25. August traf Frisch im Garnisons-Spital Nr. 27 in Baden bei Wien ein, wo durch Schwefelbäder, Heissluft und Massage die erheblich herabgeminderte Beweglichkeit des Fusses behoben wurde. Am 15. Oktober wurde er als diensttauglich, jedoch noch schonungsbedürftig zum Ersatz-Bataillon entlassen.[53] Dort hielt es ihn aber nicht lange, denn schon am 4. November befand er sich nach einem nur zwölftägigen Erholungsurlaub wieder bei seinem Regiment an der Front und übernahm alsbald aufs neue die Führung des Jagdkommandos.

Im Winter 1916/17 sah sich das k. k. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 17 mit ähnlichen Kampfverhältnissen konfrontiert wie im vorhergegangenen. Etwas nach Norden verschoben lag es am Stochod in Stellung, hinter den die Front im Verlauf jener Kampfhandlungen hatte zurückgenommen werden müssen, an deren Beginn Frisch verwundet worden war. Er fand infolgedessen ein ihm bereits zur Genüge bekanntes Betätigungsfeld vor und nützte es reichlich aus. „Geht im allgemeinen zwei- bis dreimal wöchentlich auf Patrouille stets bis an die feindlichen Hindernisse; seine Meldungen sind stets genau und voll verlässlich... Die Mannschaft ist ihm voll ergeben und steht im Kampfe gern unter seinem Kommando." So berichtete Oberst Reindl in dieser Zeit über ihn.[53a]

Mit der Abfertigung Nr. 60 vom 23.3.1917 wurde Frisch die belohnende Anerkennung des k. k. 45. Landwehr-Infanterie-Trup-

pen-Divisions-Kommandos unter der Begründung ausgesprochen: „Leutnant in der Reserve Siegfried Frisch des k. k. Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 17 hat bei der Ausbildung des Jagdkommandos und der Sturmtrupps beispielgebenden Fleiss bekundet und sich während der zahlreichen Patrouillenunternehmungen im Vorterrain durch besonderen Mut und Unerschrockenheit ausgezeichnet." [54] Anfangs Januar 1917 war ihm überdies das preussische Eiserne Kreuz II. Kl. verliehen worden, [55] denn bei den Kämpfen im Juni und Juli 1916 hatte er wiederholt Schulter an Schulter mit deutschen Einheiten gefochten. Als einfacher Reserve-Leutnant trug er nun schon fünf Tapferkeitsauszeichnungen, die er in relativ kurzer Zeit erworben hatte, und im Offiziers-Korps seines Regiments nahm er eine exzeptionelle Stellung ein.

Anfangs März 1917 griff das Armee-Oberkommando den bisher asservierten Antrag auf aussertourliche Beförderung wieder auf und fragte beim Regiments-Kommando an, ob er aufrecht erhalten werde. Oberst Reindls Antwort konnte nicht anders als positiv ausfallen; er schrieb für Frisch wiederum eine hervorragende Beurteilung, der sich das Brigade- und Divisions-Kommando anschlossen und mit allerhöchster Entschliessung vom 8.6.1917 vollzog Kaiser Karl die aussertourliche Beförderung zum Oberleutnant in der Reserve. [56] Einen nennenswerten zeitlichen Vorsprung hatte Frisch damit freilich nicht gewonnen, denn mit 1.8.1917 wäre er ohnehin Oberleutnant geworden; die diesbezügliche Beförderungseingabe war sicherheitshalber gemacht worden, falls die aussertourliche Beförderung nicht bewilligt worden wäre. [57]

Inzwischen hatte sich beim Feldregiment und auch für Frisch einiges geändert. Anfangs Mai 1917 hatte Oberst Reindl das Kommando des k. k. Schützen-Regiments Nr. 17 [58] abgegeben; er war zum Kommandanten der k.u.k. 24. Infanterie-Brigade bestimmt worden. [59] Vier Wochen später wurde Frisch als „überzählige Säbelcharge" zum Ersatz-Bataillon befohlen. Ob dieser Wechsel tatsächlich darauf zurückzuführen war, dass sich beim Regiment zu viele Offiziere über dem Stand befanden, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, dass er sogleich nach seinem Eintreffen in Krakau ins k. k. Landwehr-Spital daselbst eingeliefert wurde; die Diagnose lautete: Erschöpfungsneurasthenie. Blutarmut, Zittern der Hände in der Ruhelage, Heiserkeit und Lungenstechen waren die Symptome. Die physische und psychische Beanspruchung des Frontdienstes hatte wohl zu diesen Erscheinungen geführt. Auch war die Qualität und Quantität der Truppenverpflegung im Kriegsjahr 1917 nicht mehr imstande, den Kräfteverbrauch voll auszugleichen. Dem letzteren Umstand konnte im Spital immerhin Rechnung getragen werden; Frisch erhielt Diätkost: Braten, Schinken, Mehlspeise, Kompott, zweimal Kaffee und ¼ Weissbrot täglich. Lange dauerte das „Schlaraffenleben" allerdings nicht, denn schon nach einer Woche wurde er entlassen. [60]

Wie es dazu kam, dass Frisch in den folgenden Monaten Gelegenheit erhielt, die beiden noch ausständigen Rigorosen an der Universität Wien abzulegen, konnte nicht geklärt werden; am wahrscheinlichsten ist, dass er Studienurlaub erhielt. Am 3.7.1917 bestand er das judizielle Rigorosum mit mehrheitlich genügendem Erfolg, bewältigte das rechtshistorische Rigorosum aber erst nach einem missglückten Versuch (15.10.1917) am 17.1.1918 mit ebenfalls mehrheitlich genügendem Erfolg. Am 8.2.1918 promovierte er zum Doktor der Rechte.[61]

Unmittelbar darauf musste er sich wieder seinen militärischen Pflichten widmen, kam indessen nicht zu seinem Regiment zurück (vermutlich weil dort der Stand an Subalternoffizieren komplett war), sondern wurde dem k. k. Landsturm-Infanterie-Regiment Nr. 25 zugeteilt. Dieses befand sich mit den anderen Regimentern der k.u.k. 106. (Landsturm) Infanterie-Division im Militär-General-Gouvernement Polen zur Retablierung, nachdem es die 10. bis 12. Isonzoschlacht mitgemacht und anschliessend am Gebirgskrieg an der Südtiroler Front teilgenommen hatte. Von dort richtete Frisch am 20.3.1918 an das k. k. Ministerium für Landesverteidigung die Bitte um Übernahme in den Berufsoffiziersstand. Nun bestand aber eine Verfügung, wonach Gesuche von Reserve-Offizieren, die ihr Einjährig-Freiwilligen-Jahr 1912/13 oder früher absolviert hatten, nur dann zu berücksichtigen waren, wenn die Bewerber „zufolge ihrer hervorragenden Eignung und Verdienstlichkeit eine besondere Akquisition für den Berufsoffiziersstand bilden." Da Frisch sein Einjährig-Freiwilligen-Jahr 1910/11 abgeleistet hatte, musste diese Eignung nachgewiesen werden. Zu diesem Zweck wurde das Gesuch dem Brigadier Oberst von Reindl[62] zur Begutachtung übersendet, denn der neue Kommandant des k. k. Schützen-Regiments Nr. 17, Oberst Franz Schmidt, kannte Frisch hierzu nicht lange genug. „War Kommandant des Jagd- (Nachrichten-) Kommandos, stand ad interim als Kompanie-Kommandant in Verwendung. Vor dem Feinde tapfer, unerschrocken, energisch, von denkbar bestem Einfluss auf die Mannschaft, die er mit sich zu reissen verstand. Vorzüglicher, verwegener Patrouilleur, findig mit bestem Erfolg. Zur Aktivierung in jeder Beziehung besonders geeignet." Mit dieser Beurteilung[63] war die positive Erledigung des Gesuches so gut wie gesichert, zumal auch das aktive Offizierskorps des k. k. Schützen-Regiments Nr. 17 die Übernahme Frischs als „besonders erwünscht" bezeichnete und das ärztliche Zeugnis ihn gesund und vollkommen felddiensttauglich erklärte. Trotzdem verzögerte sich die Erledigung. Nachdem das Gesuch ohnehin schon mehrere Monate im Lauf gewesen war, glaubte der Sachbearbeiter im Ministerium divergierende Angaben hinsichtlich des Glaubensbekenntnisses feststellen zu müssen. Frisch hatte sich in seinem Aktivierungsgesuch als römisch-katolisch bezeichnet; in dem vom Ersatz-Bataillon des k. k. Schützen-Regiments Nr. 17 dem Gesuch abschriftlich beigeschlossenen Hauptgrundbuchblatt stand in der Rubrik „Religion"

auf der ersten Seite immer noch mosaisch, doch war der Religionswechsel bei den chronologischen Eintragungen auf den folgenden Seiten ausdrücklich vermerkt worden. Letzteres entging dem Sachbearbeiter. Am 24.9.1918 wurde das Ersatz-Bataillon um Aufklärung ersucht. Dort war man genauso unaufmerksam und antwortete, dass das Glaubensbekenntnis nur aus dem Grundbuchblatt entnommen werden könne — über eine eventuell eingetretene Glaubensänderung sei nichts bekannt. Diese — irrtümliche — Auskunft befriedigte das Ministerium nicht und am 5.10.1918 richtete es eine Anfrage an das Kommando des k. k. Schützenregiments Nr. 17. Frisch hatte nämlich inzwischen in Erfahrung gebracht, dass seine Übernahme in den Aktivstand in Aussicht genommen sei und suchte am 9.8.1918 um Aufhebung der Zuteilung zum k. k. Landsturm-Infanterie-Regiment Nr. 25 an; er hatte dort das Kommando der 3. Feldkompanie inne, wollte aber als Berufsoffizier bei seinem Stammregiment dienen. Der Bitte war entsprochen und am 7.9.1918 seine Einrückung zum k. k. Schützen-Regiment Nr. 17 über das Ersatz-Bataillon verfügt worden.[64] Ob er sein Regiment, das seit April 1918 zur Grenz- und Küstensicherung in Bosnien, Herzegowina und Dalmatien eingesetzt war, noch erreichte, ist sehr zweifelhaft.[65] Die erwähnte Anfrage des Ministeriums für Landesverteidigung erreichte das Regiment jedenfalls nicht mehr, und das Aktivierungsgesuch blieb unerledigt. Zusammen mit zwei anderen Gesuchen wurde es am 21.1.1919 von einem neuen Referenten mit der Bemerkung ad acta geschrieben: „Infolge der eingetretenen Verhältnisse als gegenstandslos zu betrachten. Von einer Verständigung der Bittsteller wird mit Rücksicht auf ihren unbekannten Aufenthalt, Auflösung ihrer zu fremden Nationalarmeen gehörenden Standeskörper, abgesehen."[66]

Nun, der Aufenthaltsort Frischs war gar nicht so weit entfernt; die polizeiliche Meldestelle registrierte, dass er, von Wien-Hadersdorf kommend, am 9.11.1918 in Wien I. Fleischmarkt 10 eine Wohnung oder ein Zimmer bezog, wo er bis Ende Mai 1919 blieb. Dies lässt darauf schliessen, dass er sich in Wien um eine Existenzgrundlage umsah. Gerade damals war aber eine sehr ungünstige Epoche für ein solches Vorhaben. Es scheint Frisch auch nicht gelungen zu sein, denn am 25.5.1919 verzog er nach Baden bei Wien, wo er vielleicht von seinem Kuraufenthalt her persönliche Kontakte hatte. Dort verliert sich seine Spur. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, dass er nicht in Österreich blieb und — wahrscheinlich — nach Polen oder Rumänien zurückkehrte.

Die österreichisch-ungarische Monarchie war nicht mehr. Was die Völker, die unter dem Szepter der Habsburger vereint waren, an ihr verloren hatten, sollte ihnen erst Jahrzehnte später zum vollen Bewusstsein kommen. Das politische Gleichgewicht Mitteleuropas war instabil geworden und noch bevor ein Menschenalter verstrichen war, sollten auch die Juden die verhängnisvollen Aus-

wirkungen zu spüren bekommen. Diejenigen von ihnen, die mit wachen Sinnen an der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Anteil genommen hatten, wussten sehr gut, welche Entfaltungsmöglichkeiten ihnen dieses Reich bot, das vom Bodensee bis Suczawa und vom Erzgebirge bis nach Cattaro reichte. Sie waren daher bereit, für die Existenz desselben einzutreten und zwar, wenn es sein musste, auch mit der Waffe in der Hand. Derjenige, dem diese Zeilen gewidmet waren, ist einer dieser vielen gewesen.

ANMERKUNGEN

1 Die Angaben zur Person stützen sich in erster Linie auf Frischs Aktivierungsgesuch vom 20.3.1918 und auf dessen Beilagen, so besonders auf die Abschrift des Hauptgrundbuchblattes. Kriegsarchiv, Archiv des k. k. Ministeriums für Landesverteidigung, I. Abt. Zahl 21.754 von 1918 bei Zl. 28.467 von 1918 Faszikel 2809). Die folgenden Aktenzitate betreffen – wenn nicht anders angegeben — die Bestände des Kriegsarchivs in Wien.

2 Vgl. Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918. Hsg. vom Bundesministerium für Heereswesen und vom Kriegsarchiv. I. Bd. Wien 1930, Seite 164.

3 Archiv des k. k. Min. f. LV., Präs.-Abt. Zl. 8375 v. 1915 bei Präs.-Abt. Zl. 3040 v. 1916 (Fsz. 610).

4 Kadett Frisch an das k. k. Min. f. LV., Wien 13.5.1915 Original. Archiv des k. k. Min. f. LV., Präs.-Abt. Zl. 8375 v. 1915 bei Präs.-Abt, Zl. 3040 v. 1916 (Fsz. 610).

5 Vom k. k. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 17 sind Feldakten nicht ins Kriegsarchiv gelangt; falls sie überhaupt erhalten blieben, wurden sie bei Kriegsende 1918 von den Behörden des Nachfolgestaates Polen übernommen, als sich das Regiment am Standort des Ersatz-Bataillons auflöste. Die einschlägigen Bestimmungen der Friedensverträge legalisierten dann diesen Vorgang. Die im Krigsarchiv verwahrten Feldakten der k. k. 90. Landwehr-Infanterie-Brigade und der k. k. 45. Landwehr-Infanterie-Truppen-Dizision befassen sich natürlich nicht mit diesen Details.

6 Ein Teil dieser Beobachtungen ist in dem Bericht enthalten, den Frisch am 30.11.1914 der österr.-ungar. Gesandtschaft in Peking erstattete. Eine Abschrift befindet sich im Archiv des k. k. Min. f. LV., Präs.-Abt. Zl. 11.717 v. 1915 bei Präs.-Abt. Zl. 3040 v. 1916 (Fsz. 610).

7 Die „Unregelmässigkeiten" so vieler Transport- und Lagerkommandanten wurden sogar von den in die Kriegsgefangenenlager entsandten Vertretern des Roten Kreuzes bemerkt, obwohl natürlich von russischer Seite die Tendenz bestand, diesen Emissären die Existenz der Kriegsgefangenen so günstig wie nur möglich darzustellen. Vgl. die Berichte des Amerikaners R.A. Burr vom 5.5. und 12.6.1915 im Archiv des k.u.k. Kriegsministeriums, 10. Abt. Zl. 67.167 v. 1915 (Hinterlegungsrubrik 10—7/7—165).

8 Der chinesische Dollar entsprach damals ungefähr dem Wert von 2 österr. Kronen.

9 Frisch machte dabei die Beobachtung, dass die Russen viele Geschütze nach Westen transportierten, die aus der japanischen Beute während des russisch-japanischen Krieges stammten, nun aber von den Japanern den Russen verkauft worden waren.

10 In den Rang- und Einteilungslisten dieses Regiments vom August 1918 wurde er noch als in Kriegsgefangenschaft befindlich geführt, dürfte also erst nach Kriegsende die Möglichkeit zur Heimkehr gehabt haben.

11 In anderem Zusammenhang schrieb der ebenfalls aus der russischen Kriegsgefangenschaft geflüchtete Leutnant in der Reserve Dr. Peter Betegh des k.u.k. Infanterieregiments Nr. 51: „Ich habe den Eindruck, dass beim Herrn Minister Rosthorn der gute Wille vorhanden war, aber es fehlte die kühne Entschlossenheit, die Verantwortung von einigen

Tausend Kronen Auslagen auf sich zu nehmen. Er hat sich häufig auf den Neutralitätsbruch berufen." Archiv des k.u.k. KM., 10. Abt. Zl. 99.819res v. 1915 (10—7/7—345).

12 Diese Episode wird auch von dem ebenfalls geflüchteten Oberleutnant Rudolf Kunos des k.u.k. Infanterieregiments Nr. 29 in seinem Fluchtbericht erwähnt; auch er klagte über die mangelnde Unterstützung durch den Gesandten Rosthorn. Archiv des k.u.k. KM., Präs.-Abt. Zl. 20.375 v. 1915 (83 — 20/4).

13 Vgl. Hans Rabl: Der Tod in der Steppe, Kriegstaten des Hauptmanns Rabe von Pappenheim. Westermanns Monatshefte, 80. u. 81. Jahrgang 1935/37, S. 505—512, 81—85 und 178—184.

14 Auf Grund von Berichten verschiedener geflüchteter Offiziere, die sich längere Zeit in Peking hatten aufhalten müssen und fast alle über Mangel an Verständnis, Fürsorge und Hilfsbereitschaft seitens des Gesandten Rosthorn Klage führten, sah sich das k.u.k. Kriegministerium schliesslich veranlasst, im Dezember 1915 beim k.u.k. Ministerium des Äusseren Beschwerde zu erheben und entschieden auf Abstellung dieser Übelstände zu dringen. Archiv des k.u.k. KM., 10. Abt. Zl. 107.143 v. 1915 (10 — 63/68).

15 Er musste sich allerdings schriftlich verpflichten, den Betrag zurückzuerstatten, falls das k. k. Min. f. LV. nicht bereit sein sollte, die Reisespesen zu tragen.

16 Hauptmann Rudolf von Morawek des k.u.k. Feldkanonen-Regiments Nr. 17 entfloh am 6.7.1915 mit zwei Mann aus einem Gefangenenlager, das nicht weit von jenem entfernt war, in dem Frisch wenige Tage interniert gewesen war, und erreichte nach fünfzigtägigem Fussmarsch durch die Mandschurei westlich von Mukden die Eisenbahn nach Tientsin. Von Peking reiste er mit falschem Pass als Schweizer Staatsbürger nach Shanghai und von dort, da sich bereits der japanische Geheimdienst für ihn interessierte, über Port Arthur, Mukden, Chan-chun, Charbin, Tschita, Irkutsk, Omsk nach St. Petersburg (Leningrad), also quer durch ganz Sibirien und das europäische Russland. Schliesslich gelang ihm, der durch das Passieren so vieler Kontrollen schon sehr gewitzigt war, auch die Überfuhr nach Stockholm, von wo er nach Wien weiterreiste. — Ebenso bemerkenswert ist die Flucht des Leutnants in der Reserve Leon Lebensart des k. k. Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 20, der im Juli 1915 aus einem Gefangenenlager bei Werchne-Udinsk entfloh, dann ebenfalls per Bahn durch ganz Sibirien bis in die Nähe der russisch-rumänischen Grenze gelangte, die er nach mehreren vergeblichen Versuchen endlich durch Bestechung von Schmugglern passierte und zu seinem Ersatztruppenteil einrückte. Vgl. Ernst R. v. Rutkowski: Das Schicksal des Oberleutnants in der Reserve Dr. Leon Lebensart im Weltkrieg 1914—1918. Zeitschrift für die Geschichte der Juden, IV. Jg. 1967, S. 231–246.

17 Ein US-Dollar hatte damals den Wert von 6,25 österr. Kronen.

18 Diese Mitteilungen decken sich inhaltlich mit jenen seines Fluchtberichts. Vgl. die Aufzeichnung des deutschen Legations-Rates Grafen Adolf Montgelas vom 10.5.1915 (Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn, Weltkrieg Nr. 11m secret, Band 1). Dem Auswärtigen Amt in Bonn, Politisches Archiv, schulde ich Dank für die Anfertigung von Kopien der einschlägigen dort verwahrten Aktenstücke.

19 Archiv des k. k. Min. f. LV., I. Abt. Zl. 6699 v. 1915 bei I. Abt. Zl. 8880 v. 1915 (Fsz. 2659).

20 Archiv des k. k. Min. f. LV., Präs.-Abt. Zl. 8375 v. 1915 bei Präs.-Abt. Zl. 3040 v. 1916 (Fsz. 610).

21 Archiv des k. k. Min. f. LV., I. Abt. Zl. 6968 und Zl. 7346 v. 1915 (Fsz. 2655 und 2656).

22 Archiv des k. k. Min. f. LV., I. Abt. Zl. 9982 v. 1915 (Fsz. 2661).

23 Archiv des k. k. Min. f. LV., Präs.-Abt. Zl. 8999 v. 1915 bei Präs.-Abt. Zl. 3040 v. 1916 (Fsz. 610).

24 Archiv des k. k. Min. f. LV., Präs.-Abt. Zl. 11.717 v. 1915 bei Präs-Abt. Zl. 3040 v. 1916 (Fsz. 610).

25 Archiv des k. k. Min. f. LV., Präs.-Abt. Zl. 11.514 v. 1915 bei Präs.-Abt. Zl. 3040 v. 1916 (Fsz. 610).

26 Archiv des k. k. Min. f. LV.,Präs.-Abt. Zl. 3040 v. 1916 (Fsz. 610).

27 Archiv des k. k. Min. f. LV., I. Abt. Zl. 8170 v. 1915 (Fsz. 2657).

28 Archiv des k. k. Min. f. LV., Präs.-Abt. Zl. 11.514 v. 1915 bei Präs.-Abt. Zl. 3040 v. 1916 (Fsz. 610); I. Abt. Zl. 8880 v. 1915 (Fsz. 2659).

29 Verordnungsblatt für die k. k. Landwehr Nr. 102 vom 21.8.1915, Seite 1273 und 1279.

30 VBl. f.d.k.k. Ldw. Nr. 109 v. 4.9.1915, S. 1395. Die Beförderungseingabe erliegt in dem gleichnamigen Bestand des k.k. Min. f. LV. im Fsz. 3599.

31 Mehrere Belohnungsanträge und auch die Beförderungseingabe zum Oblt. i.d. Res. nennen den 24.8.1915 als Beginn der neuerlichen Frontdienstleistung, während auf zwei Belohnungsanträge der 17.9.1915 angegeben ist. Da aus anderen Akten hervorgeht, dass Frisch am 24.8. noch beim Ersatz-Bataillon war, am 26.8. aber nicht mehr, ist wohl der Beginn der Felddienstleistung mit 17.9. als richtig anzunehmen.

32 Archiv des k. k. Min. f. LV., I. Abt. Zl. 9662 v. 1915 (Fsz. 2660); X. Abt. Zl. 8982, 10.502 und 12.020 v. 1915 bei Zl. 1843 v. 1916 (Fsz. 3288).

33 Er erhielt hierfür das Ritterkreuz des Leopold-Ordens mit der Kriegsdekoration; die Begründung enthält der Offiziersbelohnungsantrag (OBA.) Nr. 75.330. Über seine früheren Leistungen informieren die OBA. Nr. 10.089, 25.575 und 49.308.

34 Diese Ansicht war durchaus nicht überall verbreitet. Manch einem, der unter ähnlichen Schwierigkeiten und Gefahren seine Pflichttreue unter Beweis gestellt und nach geglückter Flucht die Heimat erreicht hatte, blieb die Auszeichnung versagt, und er musste sich mit einer Prämie begnügen, deren Auszahlung aber nur für Unteroffiziere und Mannschaften vorgesehen war. Noch wenige Wochen vor seinem Tod entschied Kaiser Franz Joseph auf Grund einer Anfrage des k. k. Min. f. LV., zu der die unter sehr schwierigen Bedingungen gelungene Flucht von zwei Offizieren den Anlass gegeben hatte, dass die geglückte Flucht allein noch kein Grund zur Verleihung einer Auszeichnung sein könne. Archiv der Militär-Kanzlei Seiner Majestät Zl. 4578 v. 19.10.1916 (13—3/1932).

35 Abfertigung des k. k. 45. Landwehr-Infanterie-Truppen-Divisionskommandos vom 5.11.1915 (Feldakten der k. k. 45. Ldw.-I.-Tr.-Dion. Fsz. 30).

36 Archiv des k. k. Min. f. LV., Präs.-Abt. Zl. 21.394 v. 1915 bei Präs.-Abt. Zl. 3040 v. 1916 (Fsz. 610).

37 Mannschaftsbelohnungsantrag Nr. 334.114. Tapferkeitsmedaillen (mit Ausnahme der von Kaiser Karl am 15.9.1917 gestifteten Goldenen Tapferkeitsmedaille und Silbernen Tapferkeitsmedaille 1. Kl. für Offiziere) konnten nur an Mannschaften und Unteroffiziere, sowie an Kadetten und Fähnriche verliehen werden, denn diese zählten noch nicht zu den Offizieren. Da Frisch während seiner Flucht de facto Feldwebel, Kadett-Aspirant gewesen war. kam er für die Verleihung einer Mannschaftsauszeichnung in Betracht.

38 Als interimstischer Kommandant der k. k. 90. Landwehr-Infanterie-Brigade befürwortete Oberst Reindl seinen eigenen Antrag mit den Worten: „Kadett Frisch hat sich in den ersten Feldzugswochen bis zu seiner Gefangennahme ebenso wie seit seiner neuerlichen Einrückung zum Regiment durch besonders tapferes, entschlossenes Verhalten ausgezeichnet."

39 Verlautbart im VBl. f.d.k.k. Ldw. Nr. 56 v. 15.4.1916, S. 816.

40 OBA. Nr. 68.432.

41 Verlautbart im VBl. f.d.k.k. Ldw. Nr. 33 v. 4.3.1916, S. 506; nach Stiftung der Schwerter für Auszeichnungen, die für Waffentaten vor dem Feind (unter Gefährdung des eigenen Lebens) verliehen worden waren, erhielt Frisch auch die Schwerter zu dieser und auch zu den anderen Offiziersdekorationen. Vgl. Ranglisten der k. k. Landwehr und der k. k. Gendarmerie 1918, S. 280.

42 OBA. Nr. 112.315a.

43 Die sehr seltene Beförderung ausser der Rangtour, d.h. die vorzeitige Beförderung in die nächst höhere Charge, war stets der Wunschtraum eines jeden aktiven Offiziers der k.u.k. Armee. Er überflügelte dadurch alle Jahrgangs-Kameraden, was sich auch bei den künftigen Avancements in ähnlicher Weise auswirkte. Bei den Reserve-Offizieren war eine Beförderung ausser der Rangtour mehr eine Anerkennung, als eine dauernde Bevorzugung, denn sie zogen ja nach Kriegsende die Uniform wieder aus; doch konnten sie darin eine unausgesprochene Aufforderung erblikken, ein Aktivierungsgesuch einzubringen. Ein solches wurde stets positiv erledigt, wenn der Charakter des Bewerbers den Anforderungen entsprach, die für einen aktiven Offizier unerlässlich waren.

44 Aussertourliche Beförderungseingabe zum Oblt. i.d. Res. im Archiv des k.u.k. Armee-Oberkommandos, Auszeichnungsgruppe, Pers.-Nr. 33/5/119 (Fsz. 1624).

45 OBA. Nr. 94.819.

46 Verlautbart im VBl. f.d.k.k. Ldw. Nr. 105 v. 22.7.1916, S. 1515.

47 Mitteilung des Archivs der Universität Wien Zl. 341/69 v. 24.4.1969.

48 Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918. 4. Bd. Wien 1933, S. 409f.

49 OBA. Nr. 112.315a v. 19.6.1916.

50 Die Befürwortung des Brigadiers lautete: „Ein hervorragend tüchtiger, tapferer und unerschütterlich pflichteifriger Offizier." Jene des Divisionärs: „Lt. Frisch ist ein vorzüglicher Offizier. Mir persönlich wiederholt aufgefallen."

51 Verlautbart im VBl. f.d.k.k. Ldw. Nr. 163 v. 15.11.1916, S. 2480.

52 Aussertourl. Bef.-Eingabe zum Oblt. i.d. Res., Archiv des k.u.k. AOK., Ausz.-Gruppe, Pers.-Nr. 33/5/119 (Fsz. 1624). In der gewöhnlichen Beförderungseingabe zum Oblt. i.d. Res. und im Aktivierungsgesuch wird der 4. Juli als Tag der Verwundung angegeben, in den Lazarett-Unterlagen jedoch der 5. Juli.

53 Vormerkblatt des k.u.k. Res.-Spitals Nr. 2 in Olmütz und des Garnison-Spitals Nr. 27 in Baden, sowie militär-ärztliches Zeugnis v. 4.8.1916 (Lazarett-Akten, Nieder-Österreich, Fsz. 134).

53a Aussertourl. Bef.-Eingabe zum Oblt. i.d. Res., Archiv des k.u.k. AOK., Ausz.-Gruppe, Pers.-Nr. 33/5/119 (Fsz. 1624).

54 Feldakten der k. k. 45. Ldw.-I.-Tr.-Dion. Fsz. 30.

55 Abfertigung Nr. 3 des k. k. 45. Ldw.-I.-Tr.-Dions-Kdos v. 6.1.1917 (Feldakten der k. k. 45. Ldw.-I.-Tr.-Dion. Fsz. 30).

56 Aussertourl. Bef.-Eingabe zum Oblt. i.d. Res., Archiv des k.u.k. AOK., Ausz.-Gruppe, Pers.-Nr. 33/5/119 (Fsz. 1624) und Archiv des k. k. Min. f. LV., I. Abt. Zl. 9830 v. 1917 (Fsz. 2741). Verlautbart im VBl. f.d.k.k. Ldw. Nr. 105 v. 30.6.1917, S. 1689.

57 Archiv des k. k. Min. f. LV., Beförderungseingabe des k. k. Schützen-Regiments Nr. 17 für das August-Avancement 1917 (Fsz. 3605).

58 Im April 1917 wurden alle k. k. Landwehr-Infanterieregimenter auf k. k. Schützen-Regimenter umbenannt. Die k. k. Landwehr-Infanterie-Truppen-Divisionen hiessen von da ab k. k. Schützen-Divisionen.

59 Abfertigung Nr. 109 des k. k. 45. Schützen-Divisions-Kommandos v. 22. 5. 1917 (Feldakten der k. k. 45 Schtz.Dion. Fsz. 30).

60 Vormerkblatt des k. k. Landwehr-Spitals in Krakau (Lazarett-Akten, Feld-Lazarette Fsz. 346).

61 Mitteilung des Archivs der Universität Wien Zl. 341/69 v. 24. 4. 1969.

62 Am 10. 9. 1916 war Oberst Reindl in den österreichischen Adelsstand mit dem Prädikat „Edler von Korin" erhoben worden. Archiv des k. k. Min. f. LV., Präs.-Abt. Zl. 12.328 v. 1917 (Fsz. 724).

63 Oberst Reindl schrieb sie am 1.6.1918 nieder; am 20.6.1918 erlitt er während der Piave-Schlacht, bei der er sich besonders ausgezeichnet hatte, den Heldentod.

64 Archiv des k. k. Min. f. LV., I. Abt. Zl. 23.002 v. 1918 (Fsz. 2801).

65 Frischs Gesuch um Aufhebung der Zuteilung zum k. k. Landsturm-Infanterie-Regiment Nr. 25 hatte fast einen Monat vom General-Gouvernement Polen nach Wien gebraucht; wenn der Erlass mit der Bewilligung für den Weg zurück ungefähr dieselbe Zeitspanne benötigt hätte, so wäre er anfangs Oktober 1918 in Polen eingelangt. Zu diesem Zeitpunkt befand sich die 106. Landsturm-Infanterie-Division, zu der das k. k. Landsturm-Infanterie-Regiment Nr. 25 gehörte, bereits an der deutschen Westfront, wohin sie im Laufe des September 1918 per Bahntransport abgegangen war. Erst dort dürfte Frisch den Erlass erhalten haben. Für diese Vermutung spricht die Tatsache, dass er Wien am 9.11.1918 mit der Westbahn kommend erreichte. Er hätte demnach noch die Kämpfe mitgemacht, die die 106. Landstrum-Infanterie-Division im Oktober 1918 nördlich von Verdun zu bestehen hatte.

66 Archiv des k. k. Min. f. LV.„ I. Abt. Zl. 21.754 v 1918 bei I. Abt. Zl. 28.467 v. 1918 (Fsz. 2809).

NEUES FORVM

Internationale Zeitschrift für den Dialog

Die Geschichte eines Aufstiegs: 1966 . . . 3.000. 1969 . . . 15.000 Expl. Auflage

---

Für Demokratisierung. Gegen alle Machtapparate in West u. Ost. Für Solidarität mit der Dritten Welt. Kritisches Christentum. Kritischer Sozialismus. Erstklassiger Kulturteil.

. . . beste deutschsprachige Zeitschrift (Süddeutscher Rundfunk)
. . . erste Namen und überzeugende Beiträge (Presse)
. . . keine Verbrüderung, sondern sachliche Diskussion in gegenseitiger Achtung (Arbeiter-Zeitung)
. . . ausgezeichnet (Neue Zürcher)
. . . Baedekersterne für optimales Gelingen (Süddeutsche)
. . . lesenswertest (Welt)
. . . eine der wenigen wahren Hoffnungen (Frankfurter Allgemeine)
. . . Tribüne des Dialogs (Kierunki, Warschau)
. . . führende Zeitschrift (Woprossy Literatury, Moskau)
. . . une des publications les plus vivantes (Le Monde)
. . . one of the most hopeful (Erich Fromm)
. . . dialogisches Aktionszentrum (Ernst Bloch)
. . . Zentralorgan der revisionistischen Internationale (Neues Deutschland)

Einzelheft S 15.— / DM 2.40 / sfr 2.50
Doppelheft S 20.— / DM 3.— / sfr 3.50
Jahresabo S 240.— / DM 38.— / sfr 40.—
Ermässigung für Schüler, Studenten, Soldaten

In allen Buchhandlungen, Kiosken, Trafiken, Bahnhöfen und Hochschulen

A 1070 Wien, Museumstrasse 5

Rabbiner Dr. S. Neufeld (Ramat-Chen)

EINE BEDENKLICHE ZIFFER

Auch auf dem Gebiet der Wissenschaft trifft manchmal die Beobachtung unserer Lehrer zu, dass eine gute Tat die andere nach sich zieht. Da bat mich kürzlich eine junge Forscherin um Mithilfe bei einer wissenschaftlichen Arbeit, die sie in Gemeinschaft mit anderen Forschern auf dem Gebiet der Soziologie versucht, und die, soweit ich verstanden habe, sich mit der Einordnung der deutschen Einwanderer in Israel befassen will. Ein Bekannter hatte sie an mich gewiesen in der wohl richtigen Annahme, dass man das Schicksal einiger hundert Juden aus einer kleinen Gemeinde wohl noch überblicken kann, dass es aber unmöglich ist, das Schicksal von Tausenden aus Grossgemeinden festzustellen. Sie bat mich daher, ihr nach Möglichkeit den Lebensweg der Juden der Gemeinde Elbing zu schildern, soweit sie in Israel eingewandert sind.

Nachdem ich mich entschlossen hatte, ihr behilflich zu sein, und ihr den Lebensweg der in Israel eingewanderten Elbinger Juden dargestellt hatte, ging ich weiter und beschloss, auch dem Schicksal der andern Elbinger Juden nachzugehen, die entweder in andere Länder gewandert sind, noch in Deutschland eines natürlichen Todes starben oder vom grausamen Schicksal der Henker erfasst worden waren. Natürlich war hier die Nachforschung erheblich schwerer, in manchen Fällen konnten sie nur bis zum Einwanderungsland vordringen, ohne die weiteren Schicksale zu erfas sen, und in etwa 10% war es überhaupt nicht möglich, Feststellungen zu treffen, weil der Kontakt völlig abgerissen ist.

Die Stadt Elbing hatte bei der Volkszählung 1925 vierhundertfünfundzwanzig Einwohner, die sich als Juden bezeichneten. Dass Manche dies verschwiegen, muss angenommen werden. Da die Todesfälle die Geburten überwogen und die Abwanderungen nach grösseren Städten die Zuwanderungen aus kleineren Städten, so darf geschätzt werden, dass 1933 ungefähr 380 bis 400 Juden in Elbing lebten. Es ist mir nur gelungen, das Schicksal von ungefähr 360 festzustellen. Auch bei anderen Statistiken muss immer mit einer Lücke von mindestens 10% gerechnet werden. Das Gesamtergebnis dürfte hierdurch kaum beeinflusst werden, aber man kann nicht etwa den Schluss ziehen, dass bei der Gesamtzahl der Juden in Deutschland genau die gleichen Erscheinungen zu beobachten sind.

Nach Israel wanderten 32 Verheiratete oder Verwitwete und 36 Unverheiratete ein. Von diesen haben sich 33 in Israel verheiratet und mindestens 44 Kinder bekommen, auch diese schon in Israel geborenen Kinder haben teilweise geheiratet und mindestens 9 Kin-

der bekommen, sodass die in Israel eingewanderten Eltern schon auf mindestens 9 Urenkel blicken können. Bald nach dem Kriege wanderten 16 Juden aus Israel aus und zwar 7 zurück nach Deutschland, 9 nach Amerika und anderen Ländern. 21 starben eines natürlichen Todes, davon 4 im Ausland, einer starb im Irrenhaus, zwei begingen Selbstmord, 3 verunglückten tödlich, drei Ehen scheiterten, vier heirateten wieder nach dem Tode des Ehepartners oder nach der Scheidung. Mischehen kamen nicht vor.

Weit mehr Juden wanderten in andere Länder, nämlich 133 Länder. 24 Verheiratete und 11 Unverheiratete flohen nach Shangnach Amerika, Südafrika, Australien und einige Nordeuropäische hai, welches eine letzte Zufluchtstätte für Juden schien, die für kein anderes Land Einreiseerlaubnis erhalten. Sämtliche Juden aus Shanghai wanderten nach der Befreiung 1945 bis 1948 weiter, nur zwei waren schon in Shanghai gestorben. Niemand konnte sich entschliessen, in Shanghai zu heiraten, erst nach Einordnung im nächsten Lande (Amerika, Australien) heirateten acht und bekamen mindestens 7 Kinder. 10 starben im nächsten Lande, drei liessen sich scheiden, drei heirateten wieder, zwei gingen Mischehen ein.

54 Verheiratete und Verwitwete und 79 Unverheiratete wanderten in alle übrigen Länder. Mindestens 43 heirateten und bekamen mindestens 48 Kinder. 10 gingen Mischehen ein, zwei liessen sich sogar vorher taufen. 5 aus Mischehen stammende liessen sich taufen. 30 starben eines natürlichen Todes, Zwei begingen Selbstmord, einer verunglückte tödlich. Zwei liessen sich scheiden, 5 heirateten wieder. 3 schon in der Emigration geborene heirateten und bekamen mindestens 4 Kinder, so dass mindestens vier Urenkel der ausgewanderten Generation geboren wurden.

Noch in Deutschland starben 13 eines natürlichen Todes. 65 wurden nach Lägern deportiert und kamen dort um. 3 begingen vor der Deportation Selbstmord. Nur ein einziges Ehepaar überlebte Theresienstadt und nur deshalb, weil der Ehemann als Soldat im Ersten Weltkrieg beide Augen verlor.

Zum Ergebnis dieser mühevollen Arbeit ist mancherlei zu sagen. Überall können Verkehrsunfälle vorkommen, überall können Ehen scheitern, überall kommen Selbstmorde aus verschiedenen Beweggründen vor. In einer Hinsicht aber ist ein deutlicher Unterschied zwischen Israel und allen anderen Ländern. Durch Mischehe und sogar Taufe wird das Judentum in allen andern Ländern gefährdet, in Israel aber wird die jüdische Substanz erhalten. Im grossen Brockhaus von 1931 steht ein objektiver Artikel über Judenmission mit der folgenden Bemerkung gegen Ende: „In Europa führen die jüdisch-christlichen Mischehen die Nachkommenschaft der Juden dem Christentum zu." Dem braucht nur hinzugefügt zu werden, dass dies zum grossen Teil auch für alle anderen Länder ausser Israel gilt.

Robert Dán (Budapest)

JAHRBUCH FÜR JÜDISCHE GESCHICHTE UND LITERATUR

Repertorium

Die Erschliessung der Geschichte des von tragischem Schicksal heimgesuchten deutschen Judentums — wie das in anderen europäischen Ländern bereits geschah — wurde bis heute auf dem Gebiete der Periodica noch nicht vollzogen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts, durch die Wirkung des allgemeinen wissenschaftlichen Aufschwunges, wurden schon die ersten Versuche in Richtung einer systematischen Verzeichnung und Bibliographie gemacht. Burkhard und Stern, dann Stern allein, wollten sämtliche Quellen der deutsch-jüdischen Geschichte bearbeiten. Das gemeinsame Werk, dann der erste Band von Sterns Synthese, haben das bis dahin veröffentlichte Zeitschriftenmaterial bereits kurz erwähnt, z.T. auch behandelt.[1] Seitdem ist aus diesem reichhaltigen Schrifttum nur ein Autoren- und Sachverzeichnis der „Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland" erschienen.[2] Natürlich enthalten diesbezügliche Daten auch das Repertoir von Moise Schwab und die Repertorien der MGWJ und anderer Zeitschriften.[3]

Seiner ursprünglichen Zielsetzung nach wollte das in der Folge bearbeitete „Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur", den Ansprüchen des gebildeten Publikums entsprechend, sowohl wissenschaftliche, als auch allgemeinbildende Aufgaben erfüllen. Der erste Band wurde vom Berliner „Verein für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland", unter der technischen Mitwirkung von Albert Katz, im Jahre 1898 herausgegeben. Die Redaktionskommission hat ihre Absichten und Pläne — wie folgt — zusammengefasst: „Der Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland, der seit dem 26. Dezember 1893 besteht, hat den Beschluss gefasst, ein Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur herauszugeben, dessen Bedeutung schon aus dem Titel hervorgeht und einer weiteren Erläuterung wohl kaum bedarf.

„Dieses Jahrbuch, das zunächst für die Mitglieder des achtzig in Deutschland bestehenden Literaturvereine bestimmt ist, wendet sich aber auch an weitere Kreise, ja, an alle Diejenigen, die für den Fortschritt und die Entwicklung der Wissenschaft des Judentums Interesse haben. Von diesem Standpunkte aus hat die unterzeichnete Redaktionskommission ihre Aufgabe erfasst und durchzuführen versucht. Das Jahrbuch soll alle Gebiete der Geschichte und Literatur des Judentums gleichmässig und in objektiver Weise erörtern, ohne irgendeine religiöse Richtung zu verletzen. Aber es versteht sich von selbst, dass wir der Meinungsäusserung der

Herren Mitarbeiter darum doch keinerlei Schranken auflegen durften, und ebenso selbstverständlich ist es, dass wir deshalb eine Verantwortung für die Ansichten und Aussprüche in den Aufsätzen diese Jahrbuchs nicht übernehmen können. Trotz der Schwierigkeiten, die also zu überwinden waren, glauben wir doch unsere Aufgabe erfüllt zu haben und übergeben dieses Jahrbuch der wohlwollenden Beurteilung aller Derer, die Sinn und Herz für unsere heilige Geschichte und für unser leider nur zu sehr verkanntes Schrifttum sich bewahrt haben. Berlin, im Dezember 1897. Die Redaktions-Kommission."[4]

Diese edle Zielsetzung, von der die Autoren und Redakteure des Jahrbuches geleitet waren, wurde nach zwei Richtungen verfolgt. Es wurden alle Strömungen der Judaistik gepflegt, die am Ende des vorigen Jahrhunderts mit einem allgemeinen philologischen und historischen Interesse rechnen konnte. Andererseits bot das Jahrbuch Gelegenheit, die Ergebnisse und verschiedenen Richtungen der Wissenschaft zu popularisieren.

Das Jahrbuch konnte mit Hilfe des Publikums die gehegten Hoffnungen verwirklichen; das bezeugt schon allein die Tatsache, dass die Struktur und das Format des ersten Bandes von 1898 bis 1924 nicht geändert werden musste. In diesen Jahren berichtete der „Jahresrückblick", die internationale Reference-Sparte des Organs, über die allgemeinen historischen Ereignisse des Jahres in bezug auf das Judentum. Diese Chroniken wurden bis 1916 von Martin Philippsohn, dann von Ismar Elbogen und Isidor Landau zusammengestellt. Über wissenschaftliche und literarische Geschehnisse gab die „Literarische Jahresrevue" Rechnung. Über die vielfachen Forschungsgebiete der Judaistik berichteten Gustav Karpeles (bis 1909) und S. Bernfeld (1911—1924).

Die Hauptthemen des Jahrbuchs wurden aber in der Form von wissenschaftlichen Studien und Überlegungen ausgeführt. Um die Jahrhundertwende finden wir W. Bacher, D. Kaufmann und D. Simonsen unter den Autoren. Ihnen folgten F. Perles, Salfeld, Elbogen und andere namhafte Vertreter der neuen Generation. Das Jahrbuch hat auch eine traurige wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung, seine Blätter haben Erstlinge einiger jungen Autoren aufbewahrt, die von der Schreckensherrschaft des Nazismus weggerafft wurden. In jedem Jahr haben die Redakteure auch schönliterarische Werke propagiert. Am Schluss der einzelnen Bände stets einige Gedichte, Erzählungen, Theaterstücke der zeitgenössischen deutsch-jüdischen Belletristik. Im Anhang wurde über Ereignisse des „Vereins für Geschichte und Literatur in Deutschland" berichtet. Aufgrund dieser Berichte konnte sich der damalige Leser orientieren, heute sind sie wichtige Quellen zur Geschichte und Bibliographie der Judaistik. Das Jahrbuch erschien zwischen 1898—1920 jährlich. Jahrgang 24 und 25 hat je zwei Jahre zu-

sammengefasst, d.h. 1921—1922 und 1923—1924. In den Jahren 1925—1927 sind wiederum drei Bände (Jahrgang 26—28) erschienen. Die Schriftleitung übernahm in diesen Jahren, nach dem 1923 erfolgten Tode Albert Katz', M. Poppelauer.

Im Jahre 1929 wurde an Stelle des Jahrbuches das „Moses Mendelssohn-Gedenkbuch" veröffentlicht. Die in den Jahren 1931, 1935 und 1937 erschienenen Jahrgänge wurden laufend weiternumeriert (29—31), d. h. nachdatiert, da die vorigen Jahrgänge noch vor, oder in dem betreffenden Jahr erschienen sind. In diesen Jahren leitete Ismar Elbogen die Redaktion, obwohl dies auf dem Titelblatt nicht verzeichnet wurde. In den Vorbemerkungen zum Band 1936 und 1937 („Zum Geleit"[5]) berichtet er auch über Ereignisse, die zur Geschichte des Jahrbuches wichtig sind. Das System des folgenden Repertoriums des „Jahrbuchs für jüdische Geschichte und Literatur" ist nach den Prinzipien aufgebaut, wie die vorigen Repertorien, die in dieser Zeitschrift bereits früher veröffentlicht wurden.[6] Nach dem alphabetischen Autorenregister steht das Sachverzeichnis mit den Schlagwörtern und abschliessend die Zeittafel. Das hier erschlossene Material bildet einen Teil des geplanten Gesamtrepertoriums des periodischen historischen Schrifttums der Judaistik.

Anmerkungen:

1. Burkhardt, C. A. H.-Stern, M.: Aus der Zeitschriften-Literatur zur Geschichte der Juden in Deutschland. Verzeichnis von Abhandlungen und Notizen. ZGJD. vol. II. 1888. 1—46, 109—149. Stern, M.: Quellenkunde zur Geschichte der deutschen Juden. Bd. 1. Die Zeitschriftenliteratur. Kiel, 1892.
2. Dán, R. ZGJ. vol. V. 1968. 27—49.
3. Schwab, M.: Repertoire des articles relatifs a l'histoire et a littérature juives perus dans les periodiques de 1783 a 1898. Paris,1899—1900. Supplement. 1783 a 1900. Paris, 1903, und 1665—1900. Paris, 1914—1923. cf. ZGJ. vol. V. 1968. 27—28.
4. JJGL. vol. I. 1898. 1—2.
5. JJGL. vol. XXX. 1936. 5—8.; vol. XXXI. 1937. 5—8.
6. Judaica. 1934—1937. ZGJ. vol. IV. 1967. no. 1. pp. 40—54; Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland 1929—1937. ZGJ. vol. V. 1968. no. 1. 27—49.; Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der Tschechoslowakischen Republik; Zeitschrift für die Geschichte der Juden in der Tschechoslowakei. ZGJ. vol. V. 1968. no. 4. 177—201.; Jüdisches Archiv. 1927—1929. ZGJ. vol. VI. 1969. no. 2. 97—106.

II. SACHVERGLEICHNIS UND SCHLAGWÖRTER

Achad Haam 16
Aerzte 162
Ägypten: Israel: Exodus c. 1—15, 90
Alexander, Michael 119
Alexander-Roman 192
altkastilische: Prachtbibel 66
Alt-Kempen: Mitte der vorigen Jahrh. 95
Israels Religion im Lichte der altorientalischen Geisteskultur 140
Amerika: Juden 159
amerikanische Frauengestalten, Zwei 195
Anan: Stifter der karäischen Sekte 83
Antokolski, Mark 74
Arier: Semiten 92
Assimilation 161

Babylon: Palästina: Hochschulen 169
Bacher, Wilhelm 150
Barabas: Christus 87
Beer-Hoffmann, Richard 85
Berlin: Jüdische Gesellschaft: 18. Jahrh. 61
Berlin: Mitte des 19. Jahrh. 96
Bibel: Esra 102
Exodus c. 1—15. 90
Herz und Gehirn 115
Kohelet 30, 154
Kunst 181
Psalmen 41, 76, 77, 86, 183
Ruth 125
Bibelvers, Ein wiedergefundener 177
biblische Kulturmission: Weltkrieg 991
Biedermeierzeit: Posen: Bildnis-Maler 119
Bildnis-Maler: Posen: Biedermeierzeit 119
Bildnisminiaturen 189
Breslau: Mitte des 19. Jahrh. 97
Briefe: 1588 131
Alexander von Humboldt: Robert Remark 58
Salomon, Gotthold: Mannheimer, Isak Noa 155
Munk, Salomon 32
Briefwechsel: Zunz, L.: Kaufmann, D. 34
Zunz, L. Steinheim 166
Buchmaler 190
Buchschmuck: Hagada 110
Buddha: Moses 7
Buddhismus: Judentum 42
Byzantinischen Reiches: Messianische Bewegung: 1096 103

Chajjun: Cohen, Naftali 104
Christentum: Älteste Geschichte des 26
Christentum: Judentum 38, 40
Christliche Kalender: Jüdische Märtyrer 4
Christus: Barabas 87
Cohen, Naftali: Chajjun 104
Cremieux, Adolphe 72
Czarnikau, Eward 119

Damaskus 128
Dante: Manuello 37
Deutsch,Moritz 57
deutsche: Kulturgeschichte: Oppenheimer, Joseph Süss 114
Literatur: Mendelssohn, Moses 145
deutsche Juden: Bibel 180
Lebensbild: Loewenberg, Jakob 137
Welt und Haus: Mittelalter
Deutschland: Frauenbewegung: Soziologie 191
messianische Bewegung: 1096 103
Dichter: jüdisch-persische: 14. Jahrh.

Elefantine: Papyri
Emanzipation der Juden: Veit, Moritz 63
Esra 102
Ethika: Judentum 126
etnischen Beziehungen: Arier Semiten 92
Exodus c. 1—15. 90
Ezekiel der Tragiker 56

Familiennamen 10
Familien-Chronik 112
Franzos, Karl Emil 62
Frankel, Zacharias 170
Frankreich: Mendelssohn, Moses 144
Frauenbewegung: Deutschland: Soziologie 191

Galizien 6
Gaon von Wilna 29
Geiger, Abraham 43
Geschichte des Christentum: Zur ältesten 26
Geschichte der Juden: Blüte und Verfall 82
Glatz 139
Kulturproblem 149
Mittelalter 50
Wille
Geschichte und Gegenwart: Palästina 78, 99
Geschichtsschreibung: Israels Stellung 116

Gesetz: Heiligkeit: Liebe 163
Ghetto-Jünglings, Aus den Memoiren eines römischen 11
Glaser, Eduard 136
Glatz Geschichte der Juden 139
Goldschmidt, Meyer Aron 31
Gott: Mensch 39
Gottesname: Mendelssohn, Moses 157
Göthe: Faust: Kohelet 154
Graetz, H. 80
Griechentum: Judentum 8

Hagada: Buchschmuck 110
Handels, jüdischen: weltgeschichtliche Bedeutung 109
hebräische Literatur, Die neue 24
Heidentum: Mosaismus
Jahrbuch für jüdische Geschichte u. Literatur 4a
Heiligkeit: Gesetz 163
Hellenismus: Judentum 173
Hennings, August: Mendelssohn,Moses 73
Hillel 70
Hochschulen: Palästina: Babylon 169
Hoffaktoren 54
Homberg, Herz 6
Hönigmann, David 33
Humanität: Toleranz 181
Humboldts, Alexander: Briefe 58

Israel 164
: Aegypten (Exodus c. 1—15.) 90

Jacobowski, Ludwig 107
Jacobson, Israel 174
Jahresrückblick 152
Jellinek, Adolf 28
Jesus 88 s. Christus
Judengegner 52
Judentum 68
: Buddhismus 42
Christentum 38, 40
Ethika 126
Gegenwart 79
Griechentum 8
Hellenismus 173
Kant, Immanuel 113
Kanzel und Katheder 133
Predigt 165
Staat: Kirche: Preussen 53
Taufe 121

Kant, Immanuel: Judentum 113
Kantoren 57
Kanzel und Katheder: Judentum 133
karäische Sekte: Anan 83
Katz, Albert 44
Kaufmann, David 146
: Briefen 34
Kaufmann von Venedig 69
Kirche: Staat: Judentum: Preussen 53
Klöden, Karl Friedrich: Jüdische Volkskunde 147
Kohelet 30
: Goethe: Faust 154
Kompert, Leopold 51
Kornfeld, Wilhelm 119
Kriegsgedanken 151
Kultur 172
Kulturgeschichte: deutsche: Oppenheimer, Joseph Süss 114
Kulturgeschichte: Mendelssohn, Moses 23
Kulturhistorie: Arier: Semiten 92
Kulturproblem: jüdische Geschichte 149
Kunst: Bibel 180

Laienhebraist: Judengegner 52
Laube, Heinrich 60
Lewandowski, Louis 57
Liebe: Gesetz 163
Literarische Jahresrevue 101, 17, 19, 20, 25, 84
Literatur: deutsche: Mendelssohn, Moses 145
hebräische, Die neue 24
Loewe, Louis 120
Loewenberg, Jakob 137
Luzzatto, Mose Haim 22

Magendavid: Symbol 75
Maimonides, Moses 81
Mannheimer, Isak Noa: Salomon, Gotthold: Briefe
Manuello: Dante 37
Märtyrer 4
Mendelssohn, Joseph 123
Mendelssohn, Moses 9
: Briefen 59
deutsche Literatur 145
Frankreich 144
Gottesnam 157
Heimat 53
Hennings, August 73
Kulturgeschichte 23
Philosophie 124

Psalmen 86
Wesen des Judentums 134
messianische Bewegung: Deutschland: byzantinischen Reiches: 1096
103
Michel, Angelo: Moses 182
Midrasch: Romulussage 187
Missons, Maximilian: „Reise nach Italien" 1713. 130
mittelhochdeutsche Sprache: Juden 14
Mosaismus: Heidentum 933
Moses: Buddha 7
Munk, Salomon: Briefe 32
Museum, Das jüdische 171
Moses: Michel Angelo 182
Musik: Mendelssohn: Psalmen 86
Müller, David Heinrich 156
nachexilische Entwicklung des Judentums 173

Nationalismus: Religion 135
Naturgesetz: Religion 127

Oppenheimer, Joseph Süss: deutsche Kulturgeschichte 114
Ostjuden: Sprache 67

Palästina: Ausgrabungen 71
Babylon: Hochschulen 169
Geschichte und Gegenwart 99
Staatswerdung 100
Palma 132
Papyri von Elefantine 129
persischer, jüdisch-persischer: Dichter: 14. Jahrh. 3
Pharisäer 168
Philippson, Ludwig 153
Philosophie: Mendelssohn, Moses 134
Posen: Biedermeierzeit: Bildnis-Maler 119
Predigt: Judentum 165
Prachtbibel: altkastilische 66
Propheten, Die Wirtschaftethik der israelitischen 65
Psalmen 77
: Entstehung 76
Mendelssohn, Moses 86
Weltliteratur 41
Psalm. 90. 183

Raschi 5
Recht: jüdische: deutsche 35
Religion 27, 175
: altorientalische Geisteskultur 140
Nationalismus 135

Naturgesetz 127
Sittlichkeit 108
Spinoza 40
Remark, Robert 58, 118
Riesser, Gabriel 111
Ritus 117
Romulussage: Talmud und Midrasch 187
römischen Ghetto-Jünglings, Aus den Memoiren 11
russischen Lebens, Ein Kulturbild jüdisch 167
Ruth: Bibel 125
Rückblick auf das Jahr... 46, 122

Salomon, Gotthold: Briefe: Mannheimer, Isak Noa 155
Schnitzler, Arthur 106
Schriften: Zunz, Leopold 193
Schulwesen: altjüdische 2
Seelsorge 36
Semiten: Arier 92
Weltgeschichte 184
Shylock 176
Sittlichkeit: Religion 108
Sohar 89
Soziologie: Frauenbewegung: Deutschland 191
spanische Zunge: Amerika 159
Speisetafel: jüdische 13
Spinoza 188
: Staat und Religion 40
Sprache: Ostjuden 67
Sprache der Juden: mittelhochdeutsche 14
Staatsverfassung, Die jüdische 18
Stein, Ludwig 45, 158
Steinthal, H. 94
Sulzer, Salomon 57
Symbol: Magendavid 75
Szeder-Abend 124

Talmud 186
: Bildungsmittel 48
Romulussage 187
Wohltätigkeit 141
Taufe: Judentum 121
Theater: Juden 98
Toleranz: Humanität 181
Trimberg, Süsskind 178

Veit, Moritz: Emanzipation der Juden 63
Verein für jüdische Geschichte und Literatur in Berlin 142
Volkskunde, jüdische: Klöden, Karl Friedrich 147

Wanderungen: Mittelalter 1
Welt und Haus: deutsche Juden: Mittelalter 160
Weltgeschichte 189
Semiten 184
weltgeschichtliche Bedeutung: jüdischen Handels 109
Weltkrieg: biblische Kulturmission 91
Weltlage der Juden: 20. Jahrh. 148
Weltschöpfung, Die Idee der 185
Weltliteratur: Psalmen 41
Wesen des Judentums: Mendelssohn, Moses 134
Wilna, Gaon von 29
Wirtschaftsethik: Propheten 65
Wohltätigkeit: talmudische Zeitalter 141
Wolfsohn, Wilhelm 64
Wunstorf 179

Zunz Leopold: Briefe 34
Schriften 193
Steinheim: Briefwechsel 166
Zum Andenken an 15

III. CHRONOLOGISCHE TAFEL

talmudische Zeitalter: Wohltätigkeit 141
767—770: Anan 83
Mittelalter: deutsche Juden: Welt und Haus 160
Geschichte der Juden 50
Wanderungen 1
1096: Deutschland: Byzanz 103
14. Jahrh.: jüdisch-persischer Dichter 3
15. Jahrh.: Buchmaler 180
1492—1916: Juden in Amerika 159
1588: Jüdische Briefe 131
17. Jahrh.: Spinoza 188
18. Jahrh.: Jüdische Gesellschaft Berlins 61
Oppenheimer, Josef Süss 114
1710—1725 11
1711—1716: Cohen, Naftali 104
19. Jahrh.: jüdisch-russisches Leben 167
1839—1855: Briefe Humboldts an Robert Remark 58
1841—1845: Hönigmann, David 33
Mitte des 19. Jahrh.: Kulturskizze 95, 96, 97
1870: Laienhebraist und Judengegner 52
1892—1927: Verein für jüd. Geschichte und Literatur in Berlin 142
20. Jahrh.: Weltlage der Juden 148
1932—1936: Palästina 71

I. AUTOREN

1. Abrahams, Israel: Wanderungen im Mittelalter. vol. 17. 1914. pp. 158—187.
2. Bacher, Wilhelm: Das altjüdische Schulwesen. vol. 6. 1903. pp. 48—81.
3. Bacher, Wilhelm: Ein jüdisch-persischer Dichter des vierzehnten Jahrhunderts. vol. 11. 1908. pp. 88—114.
4. Bacher, Wilhelm: Jüdische Märtyrer im christlichen Kalender. vol. 4. 1901. pp. 70—85.
5. Bacher, Wilhelm: Raschi. vol. 9. 1906. pp. 86—106.
6. Balaban, Majer: Herz Homberg in Galizien, vol. 19. 1916. pp. 189—221.

Bein, Alex s. Lasalle.

7. Bergmann, I.: Buddha und Moses. vol. 25. 1923—1924. pp. 17 bis 31.
8. Bergmann, I.: Judentum und Griechentum. vol. 20. 1917. pp. 41—69.
9. Bergmann, I.: Moses Mendelssohn und wir. 1929. pp. 158 bis 171.
10. Bergmann, I.: Wie unsere Familiennamen entstanden sind. vol. 28. 1927. pp. 34—62.
11. Berliner, A.: Aus den Memoiren eines römischen Ghetto-Jünglings. vol. 7. 1904. pp. 110—132.
12. Berliner, A.: Aus meiner Knabenzeit. vol. 16. 1913. pp. 165 bis 190.
13. Berliner, A.: Die jüdische Speisetafel. vol. 13. 1910. pp. 201 bis 211.
14. Berliner, A.: Die mittelhochdeutsche Sprache bei den Juden. vol. 1. 1898. pp. 162—182.

Berliner, A. s. Kohn, Magnus.

15. Bernfeld, I.: Zum Andenken an L. Zunz. vol. 31. 1937. pp.
16. Bernfeld, S.: Achad Haam. vol. 28. 1927. pp. 17—33.
17. Bernfeld, S.: Anhang zu „Literarische Jahresrevue". vol. 14. 1911. pp. 260—270.
18. Bernfeld, S.: Die jüdische Staatsverfassung. vol. 7. 1904. pp. 91—109.
19. Bernfeld, S.: Literarische Jahresrevue. vol. 14. 1911. pp. 21 bis 70,; vol. 15. 1912. pp. 21—62.; vol. 16. 1913. pp. 21—63.; vol. 17. 1914. pp. 21—64.; vol. 18. 1915. pp. 15—55.; vol. 19. 1916. pp. 18—59.;

vol. 20. 1917. pp. 17—40.; vol. 21. 1918. pp. 16—44.; vol. 22. 1919. pp. 18—37.; vol. 24. 1921—1922. pp. 17—45.; vol. 25. 1923—1924. pp. 150—167.

20. Bernfeld, S.: Literarische Rundschau. vol. 23. 1920. pp. 14 bis 25.

21. Bernfeld, S.: Mein Vater. Jugenderinnerungen. vol. 31. 1937. pp.

22. Bernfeld, S.: Mose Haim Luzatto. 1707—1747. vol. 10. 1907. pp. 172—201.

23. Bernfeld, S.: Moses Mendelssohns kulturgeschichtliche Bedeutung. 1929. pp. 129—157.

24. Bernfeld, S.: Die neue hebräische Literatur. vol. 3. 1900. pp. 167—195.

25. Bernfeld, S.: Verzeichnis der in der Literarischen Jahresrevue besprochenen Bücher. vol. 16. 1913. pp. 269—276.; vol. 17. 1914. pp. 256—267.; vol. 18. 1915. pp. 261—268.

26. Bernfeld, S.: Zur ältesten Geschichte des Christentums. vol. 13. 1910. pp. 89—128.

27. Blau, Ludwig: Über Gegenwart und Zukunft der jüdischen Religion. vol. 4. 1901. pp. 86—98.

28. Bloch, Philipp: Adolf Jellinek nach seiner geistigen und wissenschaftlichen Bedeutung. vol. 24. 1921 bis 1922. pp. 122—138.

29. Brainin, Ruben: Der Gaon von Wilna. Ein literarisches Portrait. vol. 3. 1900. pp. 133—148.

30. Brandes, George: Kohélet. vol. 1. 1898. pp. 60—83.

31. Brandes, George: Meyer Aaron Goldschmidt. vol. 4. 1901. pp. 99—118.

32. Brann, M.: Aus Salomon Munk's nachgelassenen Briefen. vol. 2. 1899. pp. 148—204.

33. Brann, M.: David Hönigmanns Aufzeichnungen aus seinen Studienjahren 1841—1845. vol. 7. 1904. pp. 133 bis 188.

34. Brann, M.: Mitteilungen aus dem Briefwechsel zwischen Zunz und Kaufmann. vol. 5. 1902. pp. 159—209.; vol. 6. 1903. pp. 120—157.

35. Breslauer, Bernhard: Parallelen zwischen jüdischem und deutschem Recht. vol. 10. 1907. pp. 75—97.

36. Breslauer, Bernhard: Seelsorge. vol. 22. 1919. pp. 53—67.

37. Cassuto, Umberto: Dante und Manuello. vol. 24. 1921—1922. pp. 90—121.

38. Christentum und Judentum. vol. 9. 1906. pp. 59—86.

39. Cohen, Hermann: Liebe und Gerechtigkeit in den Begriffen Gott und Mensch. vol. 3. 1900. pp. 75—132.

40. Cohen, Hermann: Spinoza über Staat und Religion, Judentum und Christentum. vol. 18. 1915. pp. 56—150.

41. Cornill, Carl Heinrich: Die Psalmen in der Weltliteratur. vol. 1. 1898. pp. 33—53.

42. David, Eliezer: Buddhismus und Judentum. Ein Vortrag. vol. 10. 1907. pp. 48—74.

43. Elbogen, Ismar: Abraham Geiger. 1810—1910. vol. 14. 1911. pp. 71—83.

44. Elbogen, Ismar: Albert Katz. vol. 25. 1923—1924. pp. 5—8.

45. Elbogen, Ismar: Ludwig Stein. vol. 29. 1931. pp. 17—18.

46. Elbogen, Ismar: Rückblick auf das Jahr 5676.; 5684.; 5685. vol. 20. 1917. pp. 1—16.; vol. 26. 1925. pp. 1—16.; vol. 27. 1926. pp. 1—8.; vol. 28. 1927. pp. 1—16.

47. Elbogen, Ismar: Zum Geleit. vol. 29. 1929. pp. 7—11.; vol. 30. 1936. pp. 5—8.; vol. 31. 1937. pp.

Elbogen, Ismar s. Zunz, Leopold.

48. Eschelbacher, Max: Der Talmud als Bildungsmittel. vol. 13. 1910. pp. 159—177.

49. Eschelbacher, Max: Der Wille in der jüdischen Geschichte. vol. 21. 1918. pp. 84—107.

50. Feuchtwanger, Ludwig: Neue Forschungsaufgaben für die Geschichte der Juden im Mittelalter. vol. 30. 1936. pp. 95—130.

51. Franzos, Karl Emil: Leopold Kompert. vol. 9. 1906. pp. 147 bis 160.

52. Fränkel, L.: Ein klerikaler Laienhebraist und Judengegner vor 1870. vol. 21. 1918. pp. 116—124.

53. Freudenthal, Max: Aus der Heimat Moses Mendelssohns. 1929. pp. 11—40.

54. Freudenthal, Max: Aus der Zeit der Hoffaktoren. vol. 26. 1925. pp. 36—52.

55. Freund, Ismar: Staat, Kirche und Judentum in Preussen. vol. 14. 1911. pp. 109—138.

56. Freyhon, M.: Ezekiel, der Tragiker. vol. 31. 1937. pp.

57. Friedmann, Aron: Das Dreigestirn, Salomon Sulzer, Louis Lewandowski und Moritz Deutsch. vol. 16. 1913. pp. 191—227.

58. Geiger, Ludwig: Briefe Alexander von Humboldts an Dr. Robert Remark. 1839—1855. vol. 19. 1916. pp. 112—134.

59. Geiger, Ludwig: Briefe von, an und über Mendelssohn. vol. 20. 1917. pp. 85—137.

60. Geiger, Ludwig: Heinrich Laube und die Juden. vol. 18. 1915. pp. 151—176.

61. Geiger, Ludwig: Die jüdische Gesellschaft Berlins im 18. Jahrhundert. vol. 1. 1898. pp. 190—215.

62. Geiger, Ludwig: Karl Emil Franzos. vol. 11. 1908. pp. 176 bis 229.

63. Geiger, Ludwig: Moritz Veit als Kämpfer für die Emanzipation der Juden. vol. 13. 1910. pp. 129—158.

64. Geiger, Ludwig: Wilhelm Wolfsohn. vol. 15. 1912. pp. 163 bis 197.

65. Gillischewski, Eva: Die Wirtschaftsethik der israelitischen Propheten. vol. 25. 1923—1924. pp. 32 bis 61.

66. Golde, Max: Eine altkastilische Prachtbibel. vol. 27. 1926. pp. 9—33.

67. Goldmann, Felix: Die Sprache der Ostjuden. vol. 19. 1916. pp. 135—164.

68. Goldschmidt, K. W.: Das jüdische Phänomen. Bekenntnis zum Judentum. vol. 31. 1937. pp.

69. Gronemann, Sammy: Antonio, der Kaufmann von Venedig. vol. 26. 1925. pp. 84—95.

70. Gross, H.: Hillel und seine Zeit. vol. 8. 1905. pp. 52—64.

71. Grumach, E.: Neue Palästina-Ausgrabungen. (1932 — 1936). vol. 31. 1937. pp.

72. Grünwald, Max: Adolphe Cremieux. vol. 29. 1930. pp. 152 bis 186.

73. Grünwald, Max: August von Hennings, der Freund Moses Mendelssohns. vol. 11. 1908. pp. 127—150.

74. Grünwald, Max: Mark Antokolski. vol. 27. 1926. pp. 91—111.

75. Grünwald, Max: Ein altes Symbol in neuer Beleuchtung. vol. 4. 1901. pp. 119—131.

76. Gunkel, Hermann: Die Entstehung der Psalmen. vol. 23. 1920. pp. 26—60.

77. Guttmann, Julius: Die Psalmen. vol. 31. 1937. pp.

78. Guttmann, Julius: Der Wiederaufbau Palästinas im Zusammenhang mit der jüdischen Geschichte. vol. 24. 1921—1922. pp. 63—89.

79. Guttmann, Julius: Über die Bedeutung des Judentums in der Gegenwart. vol. 6. 1903. pp. 91—103.

80. Güdemann, Moritz: Meine Erinnerungen an meinen hochverehrten Prof. Dr. H. Graetz s.A. Anlässlich der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. vol. 21. 1918. pp. 45—55.

81. Güdemann, Moritz: Moses Maimonides. vol. 8. 1905. pp. 93 bis 106.

82. Güdemann, Moritz: Über die inneren Ursachen der Blüte und des Zerfalls in der Geschichte der Juden. vol. 1. 1898. pp. 84—100.

83. Harkavy, A.: Anan, der Stifter der karäischen Secte. (767 bis 770). vol. 2. 1899. pp. 107—122.

84. Hebräus, A.: Literarische Jahresrevue. vol. 13. 1910 pp. 31 bis 67.

85. Hirsch, Leo: Zu Richard Beer-Hofmanns siebzigsten Geburtstag. vol. 30. 1936. pp. 232—255.

86. Hirschberg, Leopold: Moses Mendelssohns Psalmen in der klassischen Musik. 1929. pp. 115—128.

87. H. M. K.: Christus-Barabas. vol. 8. 1905. pp. 65—75.

88. H. M. C.: „Sein Blut komme über uns". vol. 6. 1903. pp. 82—90.

89. Horodezky, S. A.: Der Sohar. vol. 27. 1926. pp. 34—73.

90. Jacob, B.: Israel in Ägypten: Rückblick auf Exodus c. 1—15. vol. 31. 1937. pp.

91. Jampel, S.: Der Weltkrieg und die biblische Kulturmission. vol. 21. 1918. pp. 56—83.

92. Jeist, Sigmund: Arier und Semiten in ihren ethnischen, sprachlichen und kulturhistorischen Beziehungen. vol. 13. 1910. pp. 178—200.

93. Joel, M.: Der Mosaismus und das Heidentum. vol. 7. 1904. pp. 36.

94. Joseph, Max: H. Steinthal. Zu seinem hundertsten Geburtstage. vol. 25. 1923—1924. pp. 62—80.

95. Kaftan, I.: Alt-Kempen. Eine Kulturskizze aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. vol. 25. 1923—1924. pp. 81—133.

96. Kaftan, I.: Berliner Erinnerungen. (Aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts). vol. 27. 1926. pp. 112 bis 147.

97. Kaftan, I.: Breslauer Erinnerungen. (Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts). vol. 26. 1925. pp. 53—68.

98. Kalfer, Erwin: „Über die Juden und das Theater". vol. 28. 1927. pp. 63—83.

99. Kalisch, Hans: Geschichte und Gegenwart in der Rechtsordnung Palästinas. vol. 30. 1936. pp. 217—231.

100. Kalisch, Hans: Das Problem jüdischer Staatswerdung in Palästina. vol. 31. 1937. pp.

101. Karpeles, Gustav: Literarische Jahresrevue. vol. 1. 1898. pp. 13—32.; vol. 2. 1899. pp. 21—38.; vol. 3. 1900. pp. 22—41.; vol. 4. 1901. pp. 17—45.; vol. 5. 1902. pp. 18—56.; vol. 6. 1903. pp. 15—47.; vol. 7. 1904. pp. 17—36.; vol. 8. 1905. pp. 16—51.; vol. 9. 1906. pp. 12—58.; vol. 10. 1907. pp. 21—48.; vol. 11. 1908. pp. 25—72.; vol. 12. 1909. pp. 18—63.

102. Katz, Albert: Esra. vol. 13. 1910. pp. 68—88.

103. Kaufmann, David: Eine unbekannte messianische Bewegung unter den Juden vornehmlich Deutschlands und des byzantischen Reiches ums Jahr 1096. vol. 1. 1898. pp. 148—161.

104. Kaufmann, David: R. Naftali Cohen im Kampfe gegen Chajjun. vol. 2. 1899. pp. 123—147.

105. Kayserling, M.: Zwei amerikanische Frauengestalten. vol. 1. 1898. pp. 183—189.

106. Klemperer, Victor: Arthur Schnitzler. vol. 14. 1911. pp. 139 bis 208.

107. Klemperer, Victor: Ludwig Jacobowski. vol. 12. 1909. pp. 180—207.

108. Kohen, Hermann: Religion und Sittlichkeit. Eine Betrachtung zur Grundlegung der Religionsphilosophie. vol. 10. 1907. pp. 98—171.

109. Kohber, Kaufmann: Die weltgeschichtliche Bedeutung des jüdischen Handels. vol. 12. 1909. pp. 90—107.

110. Kohn, Ernst: Über den Buchschmuck der Hagada. vol. 11. 1908. pp. 115—126.

111. Kohn, Josef: Gabriel Riesser. vol. 9. 1906. pp. 121—146.

112. Kohn, Magnus-(Berliner, A.): Unsere Familien-Chronik geführt vom seligen Grosspapa Itzig Behrend. vol. 12. 1909. pp. 110—134.

113. Kohut, Adolph: Immanuel Kant in seinen Beziehungen zum Judentum. vol. 8. 1905. pp. 124—158.

114. Kohut, Adolph: Josef Süss Oppenheimer. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. vol. 1. 1902. pp. 110—139.

115. Kornfeld, Hermann: Herz und Gehirn in altbiblischer Auffassung. vol. 12. 1909. pp. 81—89.

116. König, Ed.: Das Ideal der Geschichtsschreibung und Israels Stellung zu ihm. vol. 24. 1921—1922. pp. 46—62.

117. Krauss, Samuel: Der Ölberg im jüdischen Ritus. vol. 22. 1919. pp. 38—52.

118. Kronthal, Arthur: Aus der Frühzeit Robert Remarks. vol. 31. 1937. pp.

119. Kronthal, Arthur: Jüdische Bildnis-Maler der Posener Biedermeierzeit. (Alexander, Michael; Czarnikau, Edward; Kornfeld, Wilhelm) vol. 30. 1936. pp. 204—216.

120. Kurrein, Jessie: Louis Loewe. Ein Lebensbild. vol. 27. 1926. pp. 148—162.

121. Landau, Isidor: Durch die Taufe zum Judentum. vol. 26. 1925. pp. 69—84.

122. Landau, Isidor: Rückblick auf das Jahr. vol. 21. 1918. pp. 1—15.; vol. 22. 1919. pp. 1—17.; vol. 23. 1920. pp. 1—13.; vol. 24. 1921—1922. pp. 1—16.; vol. 25. 1923—1924. pp. 8—16.

123. Lasalle, Arnold Mendelssohn und Joseph Mendelssohn. Ein Briefwechsel. Hrsg.: Alex Bein. vol. 29. 1930. pp. 56—98.

124. Lazarus, Moritz: Aus einer Tischrede am Seder-Abend. vol. 1. 1898. pp. 101—108.

125. Lazarus, Moritz: Das Buch Ruth. vol. 12. 1909. pp. 64—80.

126. Lazarus, Moritz: Ethisches Wissen und Leben im Judentum. vol. 8. 1905. pp. 76—92.

127. Leimdörfer, David: Die Religion ein Naturgesetz der Seele. vol. 11. 1908. pp. 73—87.

128. Leszynsky, Rudolf: Der Neue Bund in Damaskus. vol. 17. 1914. pp. 97—125.

129. Leszynsky, Rudolf: Die Papyri von Elefantine. vol. 16. 1913. pp. 64—119.

130. Lewin, Louis: Aus Maximilian Missons „Reise nach Italien". Leipzig, 1713. vol. 21. 1918. pp. 108—115.

131. Lewin, Louis: Jüdische Briefe aus dem Jahre 1588. vol. 30. 1936. pp. 173—186.

132. Lewin, M.: Ein Besuch bei den „Leuten der Kasse" in Palma. vol. 1. 1898. pp. 132—147.

133. Lewin, M.: Kanzel und Katheder im Lichte des Judentums. vol. 6. 1903. pp. 104—119.

134. Lewkowitz, A.: Die Philosophie der Aufklärung in ihrem Einfluss auf Mendelssohns Anschauung vom Wesen des Judentums. 1929. pp. 86—95.

135. Lewkowitz, J.: Religion und Nationalismus. vol. 20. 1917. pp. 70—84.

136. Lichtenstädter, Siegfried: Eduard Glaser. vol. 12. 1909. pp. 135—179.

137. Loewenberg, Ernst: Jakob Loewenberg. Lebensbild eines deutschen Juden. vol. 29. 1931. pp. 99—151.

138. Loewenthal, A.: Das Vermächtnis eines jüdischen Vaters. vol. 28. 1927. pp. 110—138.

139. Loewy, F.: Wie eine jüd. Gemeinde entstand. Zur Geschichte der Gem. Glatz. vol. 31. 1937. pp.

140. Löhr, Max: Israels Religion im Lichte der altorientalischen Geisteskultur. vol. 19. pp. 60—86.

Lucas, L. s. Steinheim, S. L.

141. Magnus, Ph.: Wohltätigkeit im talmudischen Zeitalter. vol. 3. 1900. pp. 61—74.

142. Margolius, Alexander: Der Verein für jüdische Geschichte und Literatur in Berlin. vol. 28. 1927. pp. 166—185.

143. Margolius, Hans: Glückwürdigkeit und Glück. vol. 30. 1936. pp. 25—46.

144. Michaelis, Paul: Moses Mendelssohns Echo in Frankreich. a) Das literarische Echo: Moses Mendelssohn im Urteil der Franzosen. 1) im Urteil der Zeitgenossen. 2) Das Urteil der Nachwelt. b) Die politische Wirkung Moses Mendelssohns. Einfluss auf das grosse Weltgeschehen seiner Zeit. 1929. pp. 71—85.

145. Muncker, Franz: Moses Mendelssohn und die deutsche Literatur. 1929. pp. 41—70.

146. Müller, D. H.: David Kaufmann. vol. 3. 1900. pp. 196—206.

147. Nathan, N. M.: Aus den Jugenderinnerungen Karl Friedrichs von Klöden. Ein Beitrag zur jüdischen Volkskunde. vol. 20. 1917. pp. 138—148.

148. Oppenheimer, Franz: Zur Weltlage der Juden im 20. Jahrhundert. vol. 29. 1931. pp. 29—55.

149. Perles, Felix: Das Kulturproblem in der jüdischen Geschichte. vol. 27. 1926. pp. 74—90.

150. Perles, Felix: Wilhelm Bacher. vol. 18. 1915. pp. 177—191.

151. Perles-Königsberg, Rosalie: Jüdische Kriegsgedanken. vol. 20. 1917. pp. 149—170.

152. Philippson, Martin: Jahresrückblick. vol. 1. 1898. pp. 3—12.; vol. 2. 1899. pp. 5—20.; vol. 3. 1900. pp. 5—21.; vol. 4. 1901. pp. 1—16.; vol. 5. 1902. pp. 1—18.; vol. 6. 1903. pp. 1—14.; vol. 7. 1904. pp. 1—16.; vol. 8. 1905. pp. 1—15.; vol. 9. 1906. pp. 1—21.; vol. 10. 1907. pp. 1—20.; vol. 11. 1908. pp. 5—24.; vol. 12. 1909. pp. 1—17.; vol. 13. 1910. pp. 12—30.; vol. 14. 1911. pp. 1—20.; vol. 15. 1912. pp. 1—20; vol. 16. 1913. pp. 1—20.; vol. 17. 1914. pp. 1—19.; vol. 18. 1915. pp. 1—14.; vol. 19. 1916. pp. 1—17.

153. Philippson, Martin: Ludwig Philippson. vol. 14. 1911. pp. 84—108.

154. Rosenberg, Isaac: Koheleth und Goethes Faust. vol. 11. 1908. pp. 151—175.

155. Rosenmann, M.: Briefe Gotthold Salomons an Isak Noa Mannheimer. vol. 22. 1919. pp. 68—110.

156. Rosenmann, S.: Hofrat Professor Dr. David Heinrich v. Müller. vol. 17. 1914. pp. 145—157.

157. Rosenzweig, Franz: „Der Wege" Mendelssohns und der Gottesname. 1929. pp. 96—114.

158. Rudy, H.: Ludwig Stein als Gelehrter. vol. 29. 1931. pp. 19 bis 28.

159. Sab, Arthur: Die Juden im Amerika spanischer Zunge. (1492—1916). vol. 26. 1925. pp. 95—146.; vol. 28. 1927. pp. 139—162.

160. Salfeld, Siegmund: Welt und Haus des deutschen Juden im Mittelalter. vol. 23. 1920. pp. 61—85.

161. Schächter, Max: Assimilation. vol. 9. 1906. pp. 107—120.

162. Schächter, Max: Über jüdische Ärzte. vol. 5. 1902. pp. 78 bis 109.

163. Schechter, S.: Das Gesetz der Heiligkeit und Liebe. vol. 15. 1912. pp. 146—162.

164. Scheinhaus,Leon: Ein Edler in Israel. vol. 15. 1912. pp. 198 bis 211.

165. Schelbacher, Max: Die Predigt im Judentum. vol. 17. 1914. pp. 126—144.

166. Schoeps, H. J.: Aus dem Briefwechsel Steinheim Zunz. vol. 31. 1937. pp.

167. Schönfeldt, Max: 1861—1912. Ein Kulturbild aus letzten Jahrzehnten jüdisch-russischen Lebens. vol. 19. 1916. pp. 164—188.

168. Schreiner, Martin: Was lehrten die Pharisäer? vol. 2. 1899. pp. 55—74.

169. Schwarz, Adolph: Die Hochschulen in Palästina und Babylon. vol. 2. 1899. pp. 83—106.

170. Schwarz, Adolph: Zacharias Frankel. vol. 5. 1902. pp. 140 bis 158.

171. Schwarz, Karl: Das jüdische Museum — eine Kulturförderung. vol. 30. 1931. pp. 210—225.

172. Seligmann, Kaesar: Das Problem der jüdischen Kultur. vol. 23. 1920. pp. 86—101.

173. Siegfried, Carl: Die Episode des jüdischen Hellenismus in der nachexilischen Entwicklung des Judentums. vol. 3. 1900. pp. 42—60.

174. Silberstein, S.: Das Testament Israel Jacobsons. Zu seinem hundertsten Todestage. vol. 28. 1927. pp. 99 bis 109.

175. Simonsen, David: Meine Religion und meine Lebensanschauung. vol. 8. 1905. pp. 107—123

176. Sinsheimer, H.: Shylock die Geschichte einer Figur. vol. 31. 1937. pp.

177. Solomonski, M.: Ein wiedergefundener Bibelvers. vol. 31. 1937. pp.

178. Spanier, Meier: Der Spruchdichter Süsskind von Trimberg. vol. 31. 1937. pp.

179. Spanier, Meier: Die Wunstorfer Spanier. vol. 30. 1936. pp. 187—203.

180. Staerk, W.: Vom Studium der heiligen Schrift und der Kunst des Übersetzens bei den deutschen Juden der alten Zeit. vol. 26. 1925. pp. 17—35.

181. Stein, Ludwig: Solidarität, Toleranz und Humanität. vol. 25. 1923—1924. pp. 133—149.

182. Steinheim, S. L.: Aus dem Nachlass von — — . Moses und Michel Angelo. Einleitung: Lucas, L. vol. 5. 1902. pp. 57—77.

183. Steinthal, B.: Lehre uns unsere Tage zählen. Der Psalm. 90. vol. 1. 1898. pp. 54—59.

184. Steinthal, Hajjim: Die Stellung der Semiten in der Weltgeschichte. vol. 4. 1901. pp. 46—69.

185. Steinthal, L.: Die Idee der Weltschöpfung. vol. 2. 1899. pp. 39—54.

186. Stier, Fr.: Die Ehre im Talmud. vol. 15. 1912. pp. 63—145.; vol. 17. 1914. pp. 65—96.; vol. 19. 1916. pp. 87—111.

187. Sulzbach, A.: Die Romolussage im Talmud und Midrasch. vol. 2. 1899. pp. 75—82.

188. Weltmann, Lutz: Spinoza, ein Jude im Europa des 17. Jahrhunderts. vol. 30. 1936. pp. 47—83.

189. Weltmann, Lutz: Weltgeschichte im Spiegel jüdischer Bildnisminiaturen. vol. 31. 1937. pp.

190. Wischnitzer-Bernstein, Rahel: Ein jüdischer Buchmaler des 15. Jahrhunderts. vol. 30. 1936. pp. 84—94.

191. Wronsky, Siddy: Zur Soziologie der jüdischen Frauenbewegung in Deutschland. vol. 28. 1927. pp. 84—99.

192. Wünsche, August: Alexanders Zug nach dem Lebensglück. Eine Episode aus dem Alexander-Roman. vol. 1. 1898. pp. 109—131.

193. Zunz, Leopold: Zum Andenken an — — (gest. 17. März 1886). 1) Mein erster Unterricht in Wolfenbüttel. 2) Meine Schriften. (Hrsg. I. Elbogen). vol. 30. 1936. pp. 131—172.

HUGO GOLD III.

GEDENKBUCH

der untergegangenen Judengemeinden des

BURGENLANDES

Aus dem Inhalt:

Dr. Hugo Gold: Zur ältesten Geschichte der Juden im Burgenland / *Dr. J. Goerlich:* Das Burgenland / Ein historischer Überblick / *Ludwig Fuchs:* Die sieben Brüder / *Dr. Hugo Gold:* Geschichte der Juden in Eisenstadt / *Dr. Erich Böhm:* Die Eisenstädter Wolf-Familie / *Dr. Alphons A. Barb:* Ein Ghetto in Österreich /*Alfred Zistler:* Geschichte der Juden in Deutschkreutz / *Dr. Alphons A. Barb:* Ein Fischgrab im Judenfriedhof von Deutschkreutz / *Dr. Hugo Gold:* Geschichte der Juden in Frauenkirchen / Geschichte der Juden in Gattendorf, Güssing, Kittsee /*Mathias Riegler:* Geschichte der Juden in Kobersdorf / *Rabb. Adonyahu Krauss:* Lackenbach / *F. P. Hodik:* Mattersdorf-Mattersburg / *Karl Klein:* Rechnitz / Stadt-Schlaining-Oberwart / *Dr. A. Scheiber:* Die Anfänge der jüdischen Kunst im Burgenland / *Prof. Dr. H. Jancik:* Karl Goldmark / *Dr. F. Zimmermann:* Die Ortsnamen der jüdischen Gemeinden des Burgenlandes / *Dr. F. Zimmermann:* Zahlen die erzählen.

★

Das Jüdische Zentralarchiv der ehemaligen Judengemeinden des Burgenlandes in Eisenstadt.

★

Hervorragende Jüdische Persönlichkeiten des Burgenlandes

★

LITERATUR

★

Das Werk ist im Gross-Oktavformat in einer einmaligen bibliophilen Ausgabe erschienen. 148 Seiten zweispaltig gedruckt / 114 Illustrationen.

IN LEINENBAND . . . . . DM 80.— US $ 20.—
LUXUSAUSGABE . . . . . DM 200.— US $ 50.—

LITERATUR-BEILAGE

MIT

BUCHBESPRECHUNGEN

von Zeev Barth, Dr. K. J. Ball-Kaduri, Dr. Hugo Gold, Prof. Dr. Hermann Sternberg und Prof. Dr. Harry Zohn

(Die besprochenen Bücher sind in alphabetischer Reihenfolge der Autoren bzw. Herausgeber geordnet)

★

Dietrich Aigner: Das Ringen um England. Das deutsch-britische Verhältnis. Die öffentliche Meinung 1933–1939, Tragödie zweier Völker. (Bechtle Verlag, München, 444 S., Ln. DM 35.–) – Die wissenschaftliche Untersuchung über das deutsch-britische Verhältnis 1933–1939 zeigt durch eine detaillierte Analyse publizistischer Äusserungen, dass England vom Kriegsausbruch keineswegs völlig überrascht, sondern durch starke Kräfte verschiedener politischer Richtungen auf diesen Konflikt vorbereitet wurde. Deren strikte Ablehnung des „Appeasement" fand die besten Argumente allerdings in der deutschen Aussenpolitik. Diese propagandistischen Auseinandersetzungen bilden den Mittelpunnkt der zum Verständnis der Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges wichtigen Studie, die für jeden politisch Interessierten bedeutsam sein dürfte.

Die Bibel. Die Geschichte Israels und seines Glaubens, in Bildern erzählt von Erich Lesing (Verlag Herder, Freiburg i.Br., 336 S. m. 115 vierfarb. Abb., DM 128.–) – In 115 grossen, farbigen Bildern zieht der Weg des jüdischen Volkes von der Verheissung an Abraham bis zur Zerstörung des jüdischen Staates durch die Römer am Auge des Betrachters vorbei. Der Fotograf vermochte diesen Weg mit der Kamera nachzuzeichnen und die Motive für seine Fotos so heranzuholen, dass sie unmittelbar mit den entsprechenden Textstellen des Alten Testaments in Verbindung treten. Die Zitate erfolgen hier nach der zuverlässigen Übersetzung der deutschen Ausgabe der Jerusalemer Bibel. Ihm hat Professor Claus Westermann eine Einführung in das Alte Testament vorangestellt, während Prof. Ernst Würthwein über die Textgestalt der Bibel referiert. Ferner sind eine Geschichte der biblischen Archäologie von P. Marie Joseph Steve und ein Beitrag über Kunst und Kultur in biblischer Zeit von P. P. Kahane beigegeben.

Willi A. Boelcke (Hrsg.): Deutschlands Rüstung im Zweiten Weltkrieg. Hitlers Konferenzen mit Albert Speer 1942–1945. Mit einer Einleitung und Kommentaren des Herausgebers (Athenaion, Akademische Verlagsgesellschaft, Frankfurt am.M., IV, 487 S., 18 Abb., Ln. DM 58.–) – Gab es ein „deutsches Rüstungswunder" im Zweiten Weltkrieg? Diese oft aufgeworfene Frage wird in Boelckes Dokumentarwerk zum erstenmal umfassend beantwortet. Die bisher nicht publizierten Protokolle der Besprechungen zwischen Hitler und Speer werden hier in einer wissenschaftlichen Edition vorgelegt, die auf

grösstmögliche Vollständigkeit bedacht ist. Diese Veröffentlichung schliesst eine wesentliche Lücke in der dokumentarischen Überlieferung und stellt ein einzigartiges Zeugnis der Kriegs-, Technik- und Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts dar.

Max Brod: Von der Unsterblichkeit der Seele (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart. 264 S., Ln. DM 28.–) – Diese ehrlichen und nachdenklichen Betrachtungen eines Laien gelten der Unsterblichkeit, dem Tod, dem Leben im Geist und dem Göttlichen. Blosse Spekulationen über ein Fortleben nach dem Tod weist Brod zurück. MMit Denkern wie Schopenhauer und Kierkegaard setzt er sich ernsthaft auseinander; desgleichen mit Sonder ragen zum Thema Materialismus, zur religiösen Bedeutung der Mathematik u.a.m. Eines der letzten Werke Brods und in gewisser Hinsicht auch sein Vermächtnis an die Menschheit.

René Cheval: Heinrich Heine zwischen Deutschland und Frankreich. Heft 4 der Schriften der Heine-Gesellschaft Düsseldorf, 19 Seiten. – Der Text dieser kleinen, dennoch aktuellen Schrift basiert auf einem Referat, den der Autor, (er ist Kulturattaché an der französischen Botschaft in Bonn) in Düsseldorf gehalten hat. Heine war zweifellos der erste moderne Intellektuelle, der in der Zusammenarbeit von Deutschland und Frankreich die Grundbedingung für Europas Zukunft als Kulturfaktor erkannte. Er war ein gewaltiger Pionier des Dialogs dieser beiden Nationen, und Professor Cheval ist ehrlich genug, um das unbequeme „Schuldgefühl" zu betonen, das immer noch, trotz Katastrophen und Erfahrungen, auf beiden Lagern lastet. Zwar war Heine ein willkommener, geistreicher Gast in Pariser Salons. Aber wir hören andererseits auch, mit welchen unfreundlichen Argumenten ihn einige namhafte Literaten jener Epoche zu diskreditieren suchten. Victor Hugo war einer von ihnen. Mag sein, dass es vielen noch lange nicht gegeben sein wird (so sagt Cheval), Heine zu lieben. Aber die Zeit wird helfen, ihn zu verstehen.

Normann Cohn: Die Protokolle der Weisen von Zion. Der Mythos von der jüdischen Weltverschwörung (Verlag Kipenheuer & Witsch, Köln. 391 S., Ln. DM 28.–) – Dieses Buch deckt eine der unheilvollen kollektiven Wahnvorstellungen auf, die es in der Geschichte gegeben hat: die Geschichte von dem Komplott der Juden, die Weltherrschaft an sich zu reissen. Schon im Altrtum galten die Juden als geheimnisvolle, mit unheimlichen Kräften ausgestattete Wesen, hinzu kam der „jüdische Erwählungsglaube" und ihre Absonderung, die zu einer negativen Tabuierung führten. Deren bis jetzt letzte literarische Ausgeburt sind die kurz vor dem 1. Weltkrieg erschienenen „Protokolle der Weisen von Zion", angeblich Enthüllungen der Beschlüsse eines geheimen Kongresses, der nie stattgefunden hat, tatsächlich das Machwerk eines russischen Antisemiten, der damit Pogrome provozierte. Seit 1904 ergiesst sich eine Flut von Übersetzungen in den Westen, besonders nach Deutschland, das ein dankbares Feld für diese Mythologie war. Der Verfasser dieser Studien, Direktor des Forschungszentrums für kollektive Psychopathologie in London, entwirft die verschlungenen Wege, die dieses Machwerk genommen hat und stellt zugleich dessen Wirkungsgeschichte bis hin zur „Endlösung der Judenfrage" im Nazireich und zu Nassers antisemitischen Ausbrüchen dar, die sich auf dieses „Dokument" beziehen.

Edwin Corley: Belagerung. Roman eines Aufstands (Kurt Desch Verlag, München, 356 S., Ln. DM 24.–) – Drei Tage lang hält eine gutausgebildete Geheimtruppe radikaler Farbiger Manhattan besetzt, dann scheitert das minuziös vorbereitete Unternehmen, einen autonomen Staat „Erlösung" zu gründen. Corley schildert Vorgeschichte und Verlauf der bürgerkriegsähnlichen Ereignisse, macht politische Zusammenhänge deutlich, verbindet geschickt Dokumentarisches mit Fiktivem und erreicht in der Darstellung der Schreckensszenen im belagerten Manhattan ein hohes Mass an Spannung. Einige überflüssige Passagen stören den mit innerer Notwendigkeit einer Katastrophe zusteuernden Handlungsablauf.

Das Dritte Reich und die deutsch-jüdischen Organisationen 1933-1934

Von Professor Dr. **Klaus J. Herrmann**
1969. VIII, 152 Seiten. Leinen DM 28,—
(Schriftenreihe der Hochschule
für politische Wissenschaften, Heft 4)

Aus dem Vorwort von Professor Dr. Helmuth Kuhn:

Das Bild Deutschlands unter dem Hakenkreuz, an dem die Forschung arbeitet, ist noch längst nicht vollendet. Zu den unerforschten Gebieten gehört das Ringen der Juden und der damals sogenannten „Judenstämmlinge" — von der nationalsozialistischen Terminologie unter dem Namen „Nichtarier" zusammengefasst — um ihre Existenz während der ersten Jahre nationalsozialistischer Herrschaft. Die von Professor Klaus Herrmann vorgelegten Dokumente werfen ein grelles Licht in dieses vielleicht als barmherzig zu bezeichnende Dunkel.

Das Füllen einer Wissenslücke wird, wie es sich gehört, von der Wissenschaft als Verdienst gebucht werden müssen. Doch nicht um die Ergänzung der erdrückenden Fülle von Fakten durch neue Fakten handelt es sich. Der verhältnismässig kleinen Gruppe von Personen, deren Schicksal und Verhalten mit den Dokumenten der Reichskanzlei in den Lichtkegel der historischen Aufmerksamkeit gerät, kommt im Gesamtschicksal des deutschen Volkes eine überproportionale Bedeutung zu. So wollte es die Ideologie Hitlers, die den Juden als Inkarnation aller zersetzenden Kräfte und überdies als Erbfeind der Deutschen abstempelte. Abgründiger Hass, gezeugt von Wahn und geboren aus Niederlage, fixierte sein Opfer. Die verzweifelten Bewegungen des Opfers aber mussten darauf zielen, der tödlichen Aufmerksamkeit zu entrinnen. Solcher Art ist die Situation, die sich in den vorliegenden Zeugnissen spiegelt, dass sie für den Leser zur Verständnisprobe schlechthin werden . . . Die für die Publikation Verantwortlichen nehmen das Risiko eines Missbrauchs auf sich, den sie nicht verhindern können, vor dem aber zu warnen sie verpflichtet sind.

Carl Heymanns Verlag KG
Köln · Berlin · Bonn · München

Manfred Curry: Schlüssel zum Leben (Schweizer Verlagshaus, Zürich. Neuausgabe. 256 S. m. etwa 120 Illustr., DM 24.80) – In einer neubearbeiteten und stark erweiterten Ausgabe liegt nun das Werk des Mediziners und Typenforschers Hänsche, eines Mitarbeiters des Autors, wieder vor. Die von Curry aufgestellte Typenlehre und seine Forschungen auf dem Gebiet des Bioklimas haben durch die Entwicklung eine unerwartete Bestätigung gefunden. Es hat sich gezeigt, dass seine drei Typen durch Ausdrucksformen eines Erregungszustandes des vegetativen Nervensystems sind, und dass viele neue Krankheiten ihre Ursache in Umweltstörungen haben. Wer seinen eigenen Charakter, die psychologischen und physiologischen Reaktionsweisen seines eigenen Typs, aber auch jene seiner Familie und Freunde kennenlernen will, für den ist das Werk eine Fundgrube interessanter Erkenntnisse.

Günther Deschner: Menschen im Ghetto. Mit einem einleitenden Essay von Jean Améry als Vorwort (Bertelsmann Sachbuchverlag, Gütersloh. 192 S. m. 124 Abb., gb. DM 19.80) – Das Buch ist ein Dokument des Grauens. Die weitaus meisten der Abbildungen sind Fotos, dazwischen einige Zeichnungen aus dem Ghetto. Bettelnde Kinder, in Lumpen gehüllt, ausgemergelte Seuchenkranke, Sterbende und Leichenhaufen, Kollaborateure und Rabbiner bei heimlichen Gottesdiensten. Lesenswert ist auch der geistvolle, sensible Essay von Jean Améry „Im Warteraum des Todes". Interessant ist die Entstehungsgeschichte der Fotos. Alexander Benin Bernfes, ehedem Dozent an der „Freien Universität Polen" in Warschau, konnte 1941 aus dem Ghetto fliehen, gelangte nach London und begann nach Kriegsende Bilddokumente zur Ghettogeschichte zu sammeln. Etwa 400 Fotos bekam er nach und nach zusammen, und da fast alle auf graue Albumblätter geklebt waren, nahm Bernfes an, alle seien von einem deutschen Fotografen „geschossen" worden.

Tatsächlich waren es zwei Angehörige einer deutschen Propagandakompanie, die hier nicht im Auftrag, sondern auf eigene Verantwortung fotografierten. Im Bundesarchiv in Koblenz gab es auch manche Fotos. Die Zeichnungen kommen aus den Beständen des Staatlichen Jüdischen Museums in Prag und stammen von Kindern im Ghetto Theresienstadt.

Abba Eban: Dies ist mein Volk (Droemersche Verlagsanstalt, Th. Knaur Nachf. München. 447 S., 32 Taf., 71 Abb., Ln. DM 29.80) – Der israelische Aussenminister zeichnet im vorliegenden Werk die Geschichte der Juden von der Zeit der Patriarchen bis zur Gegenwart nach. Sein flüssig geschriebenes Buch ist auch ein Bekenntnis: „Der Titel enthüllt freimütig die innere Anteilnahme desjenigen, der sich dem seltsamen Schicksal verbunden weiss..." Ebans Absicht, um Verständnis für das jüdische Volk zu werben, mag man zuschreiben, dass gewisse Ereignisse der jüngeren Geschichte wohl nicht ihrer vollen Bedeutung entprechend berücksichtigt wurden. Die Kapitelgliederung ist sehr übersichtlich; ob amerikanisches Judentum, Talmud oder Ghetto: man findet das Gesuchte schnell in knapper, aber das Wichtigste umfassender Darstellung.

John Kenneth Galbraith: Der Triumph (Droemersche Verlagsanstalt, Th. Knaur Nachf., München/Zürich. 276 S., Ln. DM 20.–) – Wer etwas zu erzählen hat, kann nicht unzulänglich schreiben. Galbraith's Roman behandelt mit Ironie und Sachkunde das Verhalten der US-Diplomatie während der Regierungskrise einer von Grund auf verderbten und nicht zuletzt deshalb der Entwicklungshilfe bedürftigen, von den USA abhängigen Militärdiktatur in Latein- oder Zentralamerika. Die Borniertheit der Bürokratie, die Angst vor dem Kommunismus, die Verrücktheit des Dollars – alles zu finden und in einer Form vorgetragen, die einen die Frage stellen lässt: Lernt da eigentlich keiner aus schlechten Erfahrungen? Oder kommt es für ganz reiche Leute nicht mehr darauf an, ob sie sich falsch verhalten? Kann man mit Geld jeden Kurst steuern?

Gefahr aus der Retorte: Die geheimen Vorbereitungen des chemisch-biologischen Krieges. Von J. Perry Robinson u.a. Hrsg. von Steven Rose (Walter Verlag, Olten. 233 S., 10 Tab., Ln. DM 24.–) – Die Londoner Konferenz über chemisch-biologische Kriegführung von 1968 sollte Klarheit über den derzeitigen Entwicklungsstand dieser Waffen, über ihren Einsatz und über Abwehrmöglichkeiten schaffen; ausserdem wurden der völkerrechtliche Status dieser Vernichtungsmittel sowie die ethisch-moralischen Probleme erörtert, die bei ihrer Entwicklung und Verwendung auftauchen. Die Beiträge verschiedener Wissenschaftler für diese Konferenz sowie die dortigen Diskussionen sind vom Herausgeber, Steven Rose, der selbst in der britischen biochemischen Forschung tätig ist, zu dem vorliegenden Buch zusammengefasst worden. Es bietet umfassende Information über das Thema aus wissenschaftlichem Niveau. Die Darstellung ist knapp und leicht lesbar.

Oskar Maria Graf: Anton Sittinger (Verlag Kurt Desch, München/Wien/Basel. 326 S., Ln. DM 19.50) – Mit der für ihn charakteristischen Prägnanz, mit satirischem Zugriff schildert der Autor die zwiespältige Welt der Jahre nach dem 1. Weltkrieg bis zum Untergang der Weimarer Republik. Obwohl der Zusammenbruch der Räterepublik in Bayern, der Kapp-Putsch, der Ruhreinfall und der Putsch Hitlers den politischen Hintergrund des Romans bilden, schrieb der Autor in diesem erstmals 1937 erschienenen Werk alles andere als einen Geschichtsroman im üblichen Sinne. Die Ereignisse und politische Repräsentanten betrachtet er aus der Sicht des kleinbürgerlichen Münchner Postinspektors Anton Sittinger, der sich als unpolitisch ausgibt und weder sich selbst noch die Welt versteht. Diese Tragikomödie des Anton Sittinger gehört zu Oskar Maria Grafs stärksten Büchern.

ALLGEMEINE
UNABHÄNGIGE JÜDISCHE WOCHENZEITUNG

SEIT 20 JAHREN
IN DER WELT
GELESEN, GESCHÄTZT UND KOMMENTIERT.

DIE "ALLGEMEINE" mit ihren in loser Folge erscheinenden Beilagen "Jüdische Illustrierte" und "Die Frau in der Gemeinschaft" ist

EINE BRÜCKE VON MENSCH ZU MENSCH
und damit IHRE ZEITUNG.

Einzelpreis 0,80 DM

(Bezugspreis einschl. Porto)	Inland	Ausland
1 Monat	3,80	4,35
3 Monate	11,40	13,05
6 Monate	22,80	26,10
12 Monate	45,60	52,20

ALLGEMEINE
4, Düsseldorf 10 – Postfach 100 99 – Zietenstr. 50
Tel. 493634/5 – FC OC 534805 – Telegr. JUZEIT DÜSSELDORF

Gustav E. von Grunebaum: Studien zum Kulturbild und Selbstverständnis des Islam (Artemis-Verlag, Zürich. 969 S., Ln. DM 118.–) – Gustav E. von Grunebaum, geborener Österreicher, gegenwärtig Professor für Geschichte und Direktor des Near East Center der Universität von Kalifornien in Los Angeles, wurde im letzten Herbst sechzig Jahre alt. Aus diesem Anlass wurden seine gesammelten Aufsätze zu einem gewichtigen Band vereinigt. Es handrlt sich dabei um Arbeiten, die der geschichtlichen Darstellung des Islams einerseits und der systematischen Erhellung der islamischen Gegenwart andererseits dienen. Grunebaum ist ein Bewunderer islamischer Vergangenheit und kritischer Betrachter der islamischen Gegenwart. Auch die Gemeinsamkeit zwischen dem Judentum und dem Islam seit anderthalb Jahrtausenden kommen hier zum Vorschein.

Hans-Adolf Jacobsen / Hans Dollinger (Hrsg.): Hundert Jahre Deutschland 1870–1970 (Verlag Kurt Desch, München/Wien/Basel. 416 S. m. über 500 Schwarzweiss-Fotos und 8 Farbtaf., Ln. DM 45.–) – Was angesichts einer 100jährigen Geschichte mit so vielen katastrophischen Zügen, dem Wechsel von Staatsformen und -gesinnungen, den abrupten Diskontinuitäten und territorialen Veränderungen, bis hin zur dauerhaft gewordenen Teilung des Staates in einem einzelnen Band zu belegen war, ohne zu verwischen, dass es sich dabei um selbstverschuldete deutsche Geschichte handelt, haben die Herausgeber durch Bildauswahl, historische Texte und Dokumente getan. Die Ausstattung ist erstklassig: Grossformat, rotes Leinen, Goldschnitt und Glanzpapier. Es wäre schade, wenn das Bildwerk mehr verschenkt als gelesen würde.

Karl Erich Haeberle: Phänomen Nachfrage (Verlag W. Girardet, Essen. 322 S. m. zahlr. Abb., Ln. DM 42.–) – In diesem lebendig und aufschlussreich

geschriebenen Buch untersucht der Autor in einer Gesamtschau die so verschiedenartigen Bereiche des Phänomens Nachfrage. Er beginnt seine Arbeit mit dem Forschenden Frage nach den geistigen, seelischen und sozialen Kräften, die den Absatz, bzw. die Nachfrage bewirken. Einen Höhepunkt bildet der Nachweis, dass durch die Nachfrage auslösende Wertvorstellungen auch erzeugt werden können, dass es dafür bereits eine eigene Technik gibt. Folgerichtig wird in die Untersuchungen auch der technische Fortschritt einbezogen. Haeberle zeigt schliesslich, dass technische und wirtschaftliche Entwicklungen unter gewissen Voraussetzungen vorausschaubar sind und gelangt zu wohlausgeformten Entwicklungsregen und -kurven. Ein Buch, das nicht nur für den Fachmann interessant ist, sondern auch für den aufgeschlossenen Laien.

Karl Katz, P. P. Kahane und Magen Broshi: Von Anbeginn. Vier Jahrtausende Heiliges Land im modernsten Museum der Welt. (Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg. 287 S., 214 Farbfotos, Ln. DM 38.–) – Verschiedenartige Bestände sollten in einem Museum, das verschiedenen Zwecken dienen sollte, vereinigt werden. So entstand die Idee, auf dem Gebirgszug des Neveh Shaanan in Jerusalem einen Komplex von Einzelgebäuden zu errichten, die im architektonischen Zusammenschluss von Gebäuden und Freianlagen das neue Israel-Museum bergen sollten. Die vier Bauten sind mit modernsten Mitteln ausgestattet. Das Zentrum bildet als Kuppelbau der „Schrein der Schrift", der die vielleicht aufregendsten Zeichen jüdischer und christlicher Kultur birgt: die 1947 entdeckten sieben Schriftrollen vom Toten Meer. Unüblich ist bis heute leider auch das in Jerusalem verwirklichte „Kindermuseum", in dem Jugendliche aus aller Welt an die Kunst herangeführt werden. Das Bezalel-Museum, der älteste Kern des heutigen, ist mit seinen Beständen geschlossen übernommen worden. Archäologie auf biblischem Boden mit Funden vom ältesten Paläolithikum bis zur frühchristlichen Zeit birgt das „Biblische und Archäologische Museum". Zwischen allen Gebäuden verbindend liegt der steinige Garten, in dem moderne Bildwerke Aufstellung fanden. Für den Bereich der bildenden Künste ist in Jerusalem ein Gesamtkunstwerk geschaffen worden. Es repräsentiert das internationale Judentum in kultureller Geschlossenheit und gibt der Diaspora ein neues Zentrum.

Prof. Dr. Klaus J. Herrmann: Das dritte Reich und die deutsch-jüdischen Organisationen 1933–1934. (Carl Heymanns Verlag, Berlin, 146 S., Ln. 28 DM) – Prof. Herrmann versuchte durch gründliches Studium der Quellen und Archive die Aktivität der jüdischen Organisationen in den ersten beiden Jahren des Nazi-Regimes nachzuzeichnen, als Hitler und seine Schergen noch nicht fest genug im Sattel sassen und auch einige Rücksicht auf das Ausland zu nehmen war. Dabei kommen sowohl jene „deutschnationalen" jüdischen Assimilantenverbände zu Worte, die es nur schwer überwunden haben, aus der „Volksgemeinschaft" ausgestossen worden zu sein, als auch die zionistischen Organisationen und Gruppen, die sich energischer als je auf die Verwirklichung ihrer Ziele, der Auswanderung nach Palästina, konzentrierten. Eine Fülle von Dokumenten und Zeugnissen verleiht der Arbeit Authentizität.

Teddy Kollek und Moshe Pearlman: Heilige Stadt der Menschheit – Jerusalem. Seine Geschichte in vier Jahrtausenden (G. B. Fischer Verlag, Frankfurt a.M., 288 S. m. 64 farb. und 133 Schwarz-Weiss-Abb. u. 4 Karten. Ln. DM 32.–) – Der Bürgermeister des wiedervereinigten Jerusalem und der erste Chef des Staatlichen Presseamtes und Sprecher Israels in den Tagen des Befreiungskampfes sind die Autoren dieses prachtvollen Bandes, der vorher bereits in Englisch erschienen war. In Text und in Bildern, die auf erhaltenem Material gründen, wird noch einmal die bewegte und bewegende Geschichte dieser Heiligen Stadt dreier monotheistischer Weltreligionen geschildert: von Josuas Kampf gegen die Jebusiter bis in unsere Tage. Jerusalem hatte stets in der Geschichte eine Rolle gespielt, seine Lebenskraft

Jüdisches Leben zwischen den Kriegen
Erinnerungen von Heinemann Stern
Herausgegeben und kommentiert von Dr. Hans Ch. Meyer
Ca. 432 Seiten, 6 Bildtafeln, Leinen
ca. DM 28.–
Droste Verlag, Düsseldorf



blieb durch vier Jahrtausende ungebrochen, sein Geist blieb unsterblich. Dieses Werk kann über Jerusalem mehr aussagen als noch so wortreiche Reden und diplomatische Noten.

Gertrud Kolmar: Briefe an die Schwester Hilde (1938–1943). Hrsg.: Johanna Zeitler (Kösel-Verlag, München. 246 S., Ln. 19.80) – Gertrud Kolmar, bürgerlich Gertrud Chodziesner, 1894 in Berlin geboren und 1943 ins KZ deportiert und umgebracht, hat ein bedeutendes lyrisches Werk hinterlassen. Nun erscheint im Kösel-Verlag auch ein Band privater Briefe an die in der Schweizer Emigration vegetierende Schwester, die mit grosser Vorsicht, oft verschlüsselt abgefasst sind. Die Jüdin Gertrud Kolmar war damals schon zum Fabriksdienst einberufen. Zwischen den Zeilen lässt sich der letzte Akt der jüdischen Tragödie Deutschlands verfolgen, unartikulierte Angst und heute naiv anmutende Hoffnung auf ein Überleben. Aus Briefen und Ergänzungen ist wieder einmal zu vernehmen, wie sehr die jüdischen Familien Preussens an dem Deutschen hingen.

Julius Marx: Georg Kaiser, ich und die anderen. Tagebücher (C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. Julius Marx wurde durch sein „Kriegstagebuch eines Juden" bekannt. Im Krieg war seine Züricher Wohnung ein Treffpunkt und Asyl berühmter Emigranten: Thomas Mann, Alfred Neumann, Bertolt Brecht, Fritz Hochwälder und vor allem Georg Kaiser. Sein Tagebuch ist Zeitgeschichte aus der Sicht eines Mannes, der einer alten jüdischen Familie Württembergs entstammt und während seines langen Lebens mit vielen der bedeuendsten Schriftsteller aus Deutschland zusammen kam. Seine Erinnerungen sind ein Stück intimer Kultur- und Zeitgeschichte aus den letzten Jahrzehnten. Julius Marx protokollierte aber auch genau und kommentierte die grosse Ereignisse des Zweiten Weltkrieges. Das Buch ist ein literarisches Zeugnis ersten Ranges.

Anja Lundholm: Morgengrauen (Marion von Schröder Verlag, Hamburg/Düsseldorf. 318 S., Ln. DM 20.–) – Als Mitarbeiterin der internationalen Widerstandsorganisation wurde die Autorin in Rom verhaftet, in ihr Geburtsland Deutschland zurückverschleppt, um in Ravensbrück die KZ-Haft zu absolvieren. In ihrem Buch lässt sie eine Strasse im Mecklenburgischen erstehen, die im April 1945 von Sieger- und Besiegten-Kolonnen, Flüchtlingen und KZ-Insassen, deutschen Deserteuren und früheren KZ-Aufseherinnen bevölkert war. Darunter zwei abgemagerte Überlebende des KZ-Ravensbrück: Murks alias Ruth und Grinny alias Ellen, ein politischer und ein krimineller Häftling. Sie treffen russische Soldaten, Häftlinge, die sich ihnen anschliessen. Anja Lundholm klagt niemanden an, ihr Stil ist Bericht, ihre Schilderung sachlich, oft voller Galgenhumor, manchmal auch etwas lyrisch.

Maud Sacquard de Belleroche: Geständnisse. Memoiren einer Frau von vierzig Jahren (Verlag Kurt Desch, München/Wien/Basel. Ln. DM 30.–) – Die gefürchteten vierziger Jahre stellen jede Frau vor eigene Probleme. Die Niederschrift intimer Beichten vermag die Krisenzeit überwinden zu helfen. Die französische Baronin hatte diesen Weg beschritten und dabei ihre achtzig Liebhaber beim Vornamen genannt: Männer der Hochfinanz, der Regierung, des Jockey-Clubs. Die Mischung aus Autobiographie und Schlüsselroman war wegen ihrer „Schamlosigkeit" eine literarische Sensation in Frankreich geworden. Das Buch ist auch in der deutschen Übersetzung von Simon Saint Honoré unbedingt lesenswert.

Hermann Meier-Cronenmeyer: Kibbuzim. Geschichte, Geist und Gestalt. Erster Teil. Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung (Verlag fü Literatur und Zeitgeschehen, Hannover. 300 S., 4 Taf., br. DM 32.–) – Der in Jerusalem lebende Autor legt den ersten Band einer auf drei Teile angelegten Darstellung der Kibbuzim vor, wobei er besonders die Literatur der zionistischen Jugendbewegung berücksichtigt. Die Entwicklung des Kibbuz als Produkt der Kooperation zwischen sozialrevolutionären Gruppen und bürgerlich-zionistischen Elementen wird von der Gründung von Degania (1909) über die von Ein Charod (1921) bis zu der verstärkten Kolonisation infolge NS-Machtübernahme und arabischer Unruhen verfolgt. Der Kibbuz als Teil der zionistischen Arbeiterbewegung und als Basis der israelischen Unabhängigkeit wird gleichermassen berücksichtigt.

Die Mischna. I. Seder: Zeraim. 6. Traktat: Terumot. Bearbeitet von Dr. Eberhard Gütting (Verlag Alfred Töpelmann, Berlin. X, 234 S., br. DM 68.–) – In der vorliegenden Lieferung der Mischna-Übersetzung und Erklärung werden einleitend Name und Stellung des Traktats in der Mischna geklärt, um dann auf die Priesterehe in der Septuaginte, in den Apokryphen und Pseudoepigraphen des Alten Testaments, bei Philo, Josephus, in den Texten vom Toten Meer und im Neuen Testament einzugehen. Die Priesterehe in der Mischna wird eingehend gedeutet, der Aufbau des Mischnatraktats Terumot erklärt und mit dem gleichnamigen Traktat der Tosefta verglichen. Dem folgt ein textkritischer Anhang, Register, ein Literaturverzeichnis und ein Nachtragstel.

Antoine Reboul: Begegnung am Sinai (Signal-Verlag, Baden-Baden, gb. DM 6.80) – Sliman, ein 14jähriger Ägypterjunge, verirrt sich während des Sechstagekrieges mitten in der Sinaiwüste. Ein Schuss pfeift um seine Ohren. Sliman schiesst zurück und verwundet seinen Gegner, der sich als eine gleichaltrige Jüdin entpuppt! Zwischen den beiden Kindern entsteht, erzwungen durch Durst und Einsamkeit, eine unerschütterliche Freundschaft. Antoine Reboul plädiert mit gutem Willen gegen Hass und Vorurteile, doch das Treffen zweier Kinder mitten im Krieg im Sinai ist auch für Jugendbücher etwas zu naiv.

Werner Roeder: Die deutschen sozialistischen Exilgruppen in Grossbritannien, 1940–1945. Ein Beitr. z. Gesch. d. Widerstandes gegen d. Nationalsozialismus. Schriftenreihe d. Forschungsinst. d. Friedrich-Ebert-Stiftung. (Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover. 322 S., br. DM 32.–) – Die als Dissertation entstandene, auf sorgfältigem Quellenstudium aufbauende, materialreiche Darstellung schliesst an die Arbeiten von Edinger, „Sozialdemokratie und Nationalsozialismus", und Matthias, „Sozialdemokratie und Nation", an. Dargestellt werden vor allem Schicksal und Tätigkeit der sozialistischen Exilgruppen, auch ausserhalb der Exil-SPD, in den Kriegsjahren 1940–45. Das Verdienst dieser mehr darstellenden als analysierenden wissenschaftlichen Arbeit liegt in der Sammlung und Aufbereitung bisher unveröffentlichten und verstreuten Materials und in der Verarbeitung zu einer ersten zusammenhängenden Darstellung.

Sonderangebot seltener Bücher

Birnbaum, Salomo: Praktische Grammatik der Jiddischen Sprache, Leipzig 1915	10.– $
Fritsch, Theodor: Antisemiten Katechismus, Leipzig 1892	10.– $
Hickls Illustrierter Jüdischer Volkskalender, erschienen in Brünn und Prag, Jahrgang 1 (1902/03) und Jahrgänge 2, 5, 6, 7, 9, 11, 14, 16, 19, 20, 21, 24 per Band	**4.– $**
Jahrbuch für Geschichte der Juden in der tschechoslowakischen Republik Jahrgang VI und Jahrgang IX Leinenband, je	12.– $
Jüdische Revue, erschienen im Nekuda-Verlag, Munkacs. Nur Einzelhefte der Jahrgänge 1936 (Heft 8, 9, 10, 11) 1937 (1, 2, 3, 4, 6, 7, 8, 9), 1938 (1, 3, 4, 8, 9) per Heft	3.– $
SONCINO Blätter I. Band 1925—26	15.– $
Thomson, Peter: Die Palästina-Literatur. 5 Bde., broschiert, komplett	30.– $

Zuschriften an P. O. B. 3002, Tel-Aviv, Israel

Frank Rooney: Gottes eigene Hölle (Marion von Schröder Verlag, Hamburg. 370 S., Ln. DM 22.–) – Rooneys Roman von den aussergewöhnlichen Erlebnissen einer amerikanischen Nonne, die in Vietnam die Schändung dem Tod vorzieht, nach ihrem Ordensaustritt als Ärztin an den Ort der schlimmen Ereignisse zurückkehrt und bei einem Bombenangriff umkommt, besitzt durch die kontrastierende Darstellung von sakraler und profaner Welt starke innere Spannung. Leider gleitet der zweite Teil des Buches mehr und mehr ins Melodramatische ab, so dass es nur für einen beschränkten Leserkreis von Interesse sein dürfte.

Dagobert D. Runes: Der Jude und das Kreuz (Ner-Tamid Verlag, Frankfurt a.M., 79 S., DM 14.–) – Ein offenes Wort eines Mannes, der sich durch keinen ökumenischen Geist und keine angeblich bereits eingeleitete „Dialoge" beirren lässt. Dagobert Runes, Autor zahlreicher wissenschaftlicher Publikationen in den USA, beschuldigt die Kirche nicht nur die Lüge über den Gottesmord als bewusste Verleumdung des jüdischen Volkes erfunden, sondern auch Jahrhunderte hindurch alles getan zu haben, um sie in die Herzen der Christen einzupflanzen und den Hass gegen das Judentum zu nähren. Runes wirft der Kirche bewusste Teilnahme am Judenmord vor, zugleich aber auch die Missachtung der Lehre Christi von der Nächstenliebe. Der Autor ist zur Überzeugung gelangt, dass die Kirche bis zum heutigen Tage nicht den Mut aufbrachte, der Öffentlichkeit gegenüber ihre Schuld einzugestehen, weshalb er den Dialog mit der Kirche strikt ablehnt.

Martha Saalfeld: Isi oder die Gerechtigkeit. Roman (Kurt Desch Verlag, München, 192 S., Ln. DM 15.–) – Viele Jahre nach den Geschehnissen des 1. Bandes kommt der Enkel des alten Abraham aus Amerika in die Judengasse. Er ist auf der Suche nach einem Dokument, das in dem uralten Sekretär des Trödlers Ephraim, dem „Isi", verborgen sein soll. Da seine ehemaligen Besitzer alle tot sind, wird der Isi selbst zur handelnden Figur, die sich dem Zugriff Freds entzieht. Nur dem sensiblen Mädchen Lisa öffnet sich die Vergangenheit, eine Welt zwischen Wirklichkeit und Phantasie, voll Melancholie und Trauer. Ein Roman von hoher literarischer Qualität, dessen rhythmisierte Sprache auffällt. Als unabhängige Fortsetzung breit empfohlen.

Gerhard Schmolze (Hrsg.): Revolution und Räterepublik in München 1918–19 in Augenzeugenberichten. Mit einem Vorwort von Eberhard Kolb (Karl Rauch Verlag, Süddelsdorf., 426 S., 8 Taf., Ln. DM 24.80) – „Momentaufnahmen" aus der Sicht aktiv und passiv beteiligter Zeitgenossen werden die revolutionären Geschehnisse in München rekonstruiert: Vorgeschichte und Ausrufung des Freien Volksstaates Bayern, Eisners Ermordung, die kurzlebige „Scheinräterepublik" der Anarchisten und Sozialisten. Sechs Tage später folgt die kommunistische Räterepublik, das unklare Gegeneinander der linken Parteiungen, der Einsatz „weisser" Truppen gegen München, bei dem es zu erheblichen Blutopfern kam. Stimmen von links überwiegen. Einleitung und Textauswahl werden dem geistigen Elan und idealistischen Impetus Eisners gerecht.

Jakob Samuel Taubes: Eine Botschaft vom Geiste Heinrich Heines. Pacifica House Inc. Publishers, Toluca Lake, California, USA. 135 S. – Der Autor lässt hier auf 80 Seiten den aus dem Elysium auferstandenen, kritischen Poeten das Chaos der grossen, allgemeinen Probleme und der spezifisch jüdischen Sorgen der letzten 25 Jahre analysieren und im durchaus heineschen Sinn kommentieren. Taubes hat meisterhaft imitiert. Diese Chronik seit Hitlers Aufstieg und Ende parodiert in Rhytmus, Reim und Stil von Heines immer noch interessant gebliebenen „Deutschland, ein Wintermärchen". Den zweiten Teil des Buches bildet ein Essay Taubes zum Thema „Heinrich Heines Heimkehr zu Gott", eine sehr wesentliche Ergänzung, gewissermassen eine Erklärung für den Weg, der im Zusammenhang zeitgeschichtlicher Spannungen dem Denker Heine die ihm gebührende Stellung schafft.

Ullstein Lexikon der deutschen Sprache. Wörterbuch für Rechtschreibung, Silbentrennung, Aussprache, Bedeutung, Synonyme, Phraseologie, Etymologie. Bearb. u. hrsg. von Dr. Rudolf Köster. (Ullstein Verlag, Berlin. 1024 S., Ln. DM 24.–) – Das Lexikon gehört zu einem Wörterbuchtyp, bei dem es nicht auf die Vollständigkeit des Wortmaterials, sondern auf die Reichhaltigkeit der Informationen zum einzelnen Stichwort ankommt. Der Vorteil liegt darin, dass hier Angaben zusammengefasst sind, die man sich sonst in der Regeln aus verschiedenen Lexika zusammensuchen muss. Die Informationen umfassen: Rechtschreibung, Silbentrennung, Aussprache, Wortart und sonstige grammatische Angaben, Stilschicht und Sachgebiet, Wortdefinition und Synonyme, syntaktischer Gebrauch, Etymologie. Preis und Qualität rechtfertigen die Anschaffung dieses Buches, wo immer deutsche Sprache verwendet wird.

Werner Weinberg: Die Reste des Jüdischdeutschen (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart. „Studia Delitzschiana, Bd. 12". 116 S., kart. DM 28.–) – Werner Weinberg, seit 1961 Professor für hebräische Sprache und Literatur am Hebrew Union College in Cincinnati, Ohio, hat nach einem Studienaufenthalt in Westfalen und nach einem Befragen aus Deutschland stammender Juden in den USA und in Israel ein Wörterbuch des Jüdischdeutschen und dessen etymologische Erklärung veröffentlicht. Der Wortschatz jüdischer Viehhändler aus Hessen und Hausierer aus Westfalen, das sogenannte Gemauschel, soll zumindest für die Sprachwissenschaft gerettet werden. Das Wörterbuch ist gewiss nicht vollständig, aber sprachgeschichtlich überaus reizvoll.

AUFBAU ist die Brücke von der Tradition zur Gegenwart

AUFBAU wahrt das geistige Erbe der grossen Wegweiser unserer Generation: Freud — Thomas Mann — Einstein — Tillich

AUFBAU lässt auf seinen Seiten die besten Autoren der Zeit zu Wort kommen

AUFBAU ist eine Notwendigkeit für jeden interessierten und intelligenten jüdischen Menschen überall in der Welt

Lesen Sie AUFBAU, die grösste und führende deutschsprachige jüdische Wochenzeitung Amerikas

Verlangen Sie Anzeigenpreislisten und Abonnementsbedingungen.

Schreiben Sie an AUFBAU, 2121 Broadway, New York N.Y. 10023 USA

Friedrich Weinreb: Die Symbolik der Bibelsprache. Einführung in die Struktur des Hebräischen (Origo-Verlag, Zürich. 96 S., DM 12.80) – Weinrebs Einführung in die hebräische Sprache stiftet vermutlich mehr Verwirrung bei den Lesern als Aufklärung. Die üblichen Lehrbücher sind dieser geheimnisvollen Wichtigtuerei, die kabbalistisch klingen soll, unbedingt vorzuziehen. Weinreb will „einstweilen nur in Andeutungen reden", in anderen Fällen werden Dinge „nur kurz gestreift", oder auch Spekulationen als Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung hingestellt.

Erika Weinzierl: Zu wenig Gerechte (Verlag Styria, Graz. 208 S., br. DM 13.80) – Erika Weinzierl, die Salzburger Professorin, die sich viel mit der Geschichte der Judenverfolgungen in Österreich nach dem „Anschluss" beschäftigte und darüber auch einen aufschlussreichen Vortrag in Israel gehalten hatte, legt nun einen dünnen Band vor, der wiederum diesem tragischen Thema gewidmet ist. Prof. Weinzierl schildert alle Etappen des Leidensweges der österreichischen Juden, angefangen von ihrer Entrechtung, ihrer Diskriminierung, ihrer erzwungenen Emigration in die Fremde, bis zu den Transporten in die Todeslager. Sie berichtet auch über die einzelnen Fälle der leider „zu wenig Gerechten", die dem eigenen Gewissen und den Geboten der Menschlichkeit folgend, den Verfolgten zu Hilfe eilten.

Ludwig Wittgenstein, Schriften 5: Das Blaue Buch. Eine Philosophische Betrachtung. Zettel. Hrsg.: Rush Rhees (Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., Ln. 32.– DM) – Der fünfte Band der Schriften Wittgensteins enthält Arbeiten aus dem Nachlass, darunter das schon berühmt gewordene „Blue Book", das Wittgenstein seinen Oxforder Schülern 1933/34 diktierte und nun in deutscher Übersetzung vorliegt. Das 1935/36 diktierte „Brown Book" erscheint unter dem Titel „Eine Philosophische Betrachtung" und entspricht

etwa den ersten beiden Dritteln der englischen Diktate, während der letzte Teil in Übersetzung beigefügt ist. „Zettel" heisst eine Sammlung von 717 meist ganz kurzen, deutsch geschriebenen Notizen. Es handelt sich um verschiedene von Wittgenstein aus längeren Texten herausgeschnittenen Stücke, die er in einer Zettelschachtel aufbewahrt hatte. Sie stammen aus den Jahren 1929–48, die meisten aus der letzten Zeit.

Franz F. Wurm: Wirtschaft und Gesellschaft in Deutschland 1848–1948 (C. W. Leske Verlag, Opladen. 317 S., Ln. DM 24.–) – Wurm gliedert die hundert Jahre zwischen der Frankfurter Nationalversammlung und der Währungsreform nach dem Zweiten Weltkrieg in drei Perioden: Der industrielle Aufbau erfolgte zwischen 1848 und 1871, die industrielle Expansion charakterisierte die Zeit von 1871 bis 1941, und die Jahrzehnte zwischen 1914 und 1948 waren ein „Zeitalter der Katastrophen". Das Buch ist mehr als eine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Es macht klar, dass die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse einer jeden Zeit nur von ihren Wurzeln und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit zu verstehen sind und stets als Folge wechselnder geistig-kultureller Bestrebungen gesehen werden müssen. Der Leser gewinnt einen klaren Überblick über das 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Yigael Yadin: Masada. Der letzte Kampf um die Festung des Herodes. (Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg. 270 S. mit 96 farb. und 116 Schwarzweiss-Abb., davon 20 Karten und Pläne. Ln., DM 38.–) – Die Geschichte von Masada, diesem grossen jüdischen Heldenepos, muss hier wohl kaum nacherzählt werden. Auch die grosse archäologische Aktion des Professors Yadin und seiner in- und ausländischer Helfer zur Enträtselung der geheimnisvollen Felsenburg ist nicht unbekannt. Sie führte zur Entdeckung der Umwallung, der Wohnhäuser, Magazine, Paläste, Bäder samt Heizungsräume, der Zelote-Synagoge, der Schriftrollen und Münzen und schliesslich auch der oft herzbewegenden Relikte der Verteidiger der Festung: Küchengerät, Ofen, Nahrungsreste, Waffen, Rüstung, Skelette, Haarzopf und wohl gar auch jene Lossteine, durch die die letzten Überlebenden in der Endstunde des heroischen Kampfes die Reihenfolge ihres selbstgewählten Todes bestimmt hatten. Professor Yadin hat das alles in einem glänzenden und allgemein verständlich geschriebenen, von Eva und Arne Eggebrecht kongenial übersetzten Werk dargestellt, das nicht nur den Interessierten leicht und vollständig in die Materie einführt, sondern auch dem Fachmann eine üppige Zahl glänzender Photos vermittelt. Es ist ein einzigartiges Buch voll echter Spannung und menschlicher Wärme.

NEUES FORVM

Internationale Zeitschrift für den Dialog

... Tribüne des Dialogs ... „Kierunki", Warschau

... ausgezeichnet ... „Neue Zürcher Zeitung"

... une des publications intellectuelles les plus vivantes ...
„Le Monde", Paris

... one of the most hopeful ... Ernst Bloch

... Zentralorgan der revisionistischen Internationale ...
„Neues Deutschland", Berlin-Ost

... eine führende Zeiitschrift ...
„Woprossy Literatury", Moskau

... hier wird ein ehrliches Christentum vertreten ...
"Tempo Brasileiro"

•

Einzelheft $ 0,70, Jahresabonnement $ 10,—

A 1070 Wien, Museumstrasse 5

Die Trilogie des österreichischen Judentums I.

HUGO GOLD

GESCHICHTE DER JUDEN IN WIEN

(EIN GEDENKBUCH)

Aus dem Inhalt: *Vom Beginn der Ansiedlung bis zur Vertreibung im Jahre 1421 / Brand in der Judengasse 1406 / Gesera / Das zweite Wiener Ghetto 1625 - 1670 / Das Zeitalter der Hofjuden 1673 - 1782 / Das Toleranzedikt und seine Folgen 1782 - 1847 / Von der Revolution bis zum I. Weltkrieg 1848 - 1914 / Der Erste Weltkrieg 1914 - 1918 / Nach dem ersten Weltkrieg bis zur Vertreibung 1918 - 1938 / Die letzte Vertreibung und Vernichtung der Wiener Juden 1938 - 1945 / Hitler. Die Kristallnacht in Wien am 10. Nov. 1938 / Das Ende 1939-1945*

★

Wiener jüdische Institutionen, Verbände, Denkmäler und Wirkungsstätten der Wiener Juden bis zur Vertreibung

★

Die Mitglieder des letzten Kultusvorstandes, Institutionen und Kommissionen der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien vor der Vernichtung im Jahre 1938

★

Auswanderung
Die Deportationen 1941—44
Die wichtigsten KZ-Lager in denen sich Juden aus Wien und Österreich befanden

★

Wiener Juden in der Welt

★

Literaturnachweis

★

Grossoktavformat. Reich illustriert DM 80.—
Numerierte und vom Herausgeber signierte Exemplare (Luxusausgabe) DM 200.—

VERLAGS-VERZEICHNIS 1970-71



Edition „OLAMENU"

vorm. Jüdischer Buch- und Kunstverlag Max Hickl, Brünn/Wien/Prag
Gegr. 1900

Tel-Aviv Frischmannstr. 7 P.O.B. 3002

Die Standardwerke der jüdischen Geschichte

von HUGO GOLD

DIE JUDEN UND JUDENGEMEINDEN MÄHRENS IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART

(Vergriffen)

★

DIE JUDEN UND JUDENGEMEINDE PRESSBURG IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART

(Vergriffen)

★

DIE JUDEN UND JUDENGEMEINDEN BÖHMENS IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART

(Vergriffen)

NOCH LIEFERBAR

GESCHICHTE DER JUDEN IN DER BUKOWINA I.

Grossoktavformat
180 Textseiten — 42 Bildertafeln — 239 Illustrationen
Ganzleinenband DM 80.– Luxusausgabe DM 150.–

★

GESCHICHTE DER JUDEN IN DER BUKOWINA II.

Grossoktavformat
232 Textseiten — 51 Bildertafeln — 457 Illustrationen
Ganzleinenband DM 80.– Luxusausgabe DM 150.–

Hugo Gold

Geschichte der Juden in der Bukowina I.

Grossoktavformat

180 Textseiten — 42 Bildertafeln — 239 Illustrationen

Ganzleinenband $ 20.— *Luxusausgabe $ 35.—*

AUS DEM INHALT DES I. BANDES:

Dr. Mayer-Ebner s. A. Vorwort

I.

GESCHICHTE DER JUDEN IN DER BUKOWINA BIS ZUM JAHRE 1919

Dr. S. J. Schulsohn, New York: Einwanderung und Ansiedlung der Juden in der Bukowina; **Dr. M. Reifer s.A.:** Die Ära der moldauischen Fürsten (1360—1774); **Dr. N. M. Gelber, Jerusalem:** I. Unter österreichischer Verwaltung (1774—1786), II. Die Bukowina — ein Kreis Galiziens, III. Selbständiges Kronland (1914—1919); **Dr L. A. Schmelzer, Jerusalem:** Geschichte der Juden in der Bukowina (1914—1919).

II.

EINZELBEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER JUDEN IN DER BUKOWINA

Prof. Dr. H. Sternberg, Tel-Aviv: Das Unterrichtswesen der Juden in der Bukowina; **Dr. N. M. Gelber, Jerusalem:** Jeschiwoth in der Bukowina; **Schlomo Wininger, Ramat-Gan:** Die ersten jüdischen Hausbesitzer in der Bukowina; **Dr. S. J. Schulsohn, New York:** Die Rabbinerhöfe in Sadagura und Bojan; **Dr. N. M. Gelber, Jerusalem:** Die Wiznitzer Zaddikim-Dynastie; **Dr. L. A. Schmelzer, Jerusalem:** Geschichte des Zionismus in der Bukowina; **A. König, Tel-Aviv:** Geschichte der J.N.A.V. „Hasmonäa" in Czernowitz; **Prof. Dr. H. Sternberg, Tel-Aviv:** Geschichte der J.N.A. Emunah" in Czernowitz; **Dr. E. Neuborn s.A.:** Der Jüdisch-nationale akademische Leseverein „Humanitas" in Czernowitz; **Dr. Josef Mosberg, Tel-Aviv:** Geschichte der J.N.A.V. „Hebronia" in Czernowitz; **Dr. S. Brandmarker, Tel-Aviv:** Geschichte der J.N.A.V. „Heatid" in Czernowitz; **Dr. Siegmund Last, Wien:** Die „Heatid" in Israel; **Dr. Elias Weinstein, Tel-Aviv:** Juden im Pressewesen der Bukowina; **Dr. Joseph Kissmann, New York:** Zur Geschichte der jüdischen Arbeiterbewegung „Bund" in der Bukowina; **Jakow Polesiuk-Padani, Mischmar Haemek:** Die Geschichte des „Haschomer Hazair" in der Bukowina; **Dr. Erich Neuborn, s.A.:** Die ältesten Vereine, Institutionen und Organisationen in der Bukowina; **Dr. Leo Schächter, Tel-Aviv:** Die Geschichte der „Massada"; **Dr. Siegmund Last, Wien:** Die „Massada" in Israel J.N.V. „Moriah"; **Dr. Heinrich Rubel, Tel-Aviv:** Jüdischer Sport in der Bukowina.

Geschichte der Juden in der Bukowina II.

Grossoktavformat

232 Textseiten — 51 Bildertafeln — 457 Illustrationen

Ganzleinenband $ 20.— *Luxusausgabe $ 35.—*

AUS DEM INHALT DES II. BANDES

Dr. Manfred Reifer s.A.: Geschichte der Juden in der Bukowina (1919—1944); **Prof. Dr. H. Sternberg, Tel-Aviv:** Zur Geschichte der Juden in Czernowitz.

DOKUMENTE ZUR VERTREIBUNG DER BUKOWINAER JUDEN

Prof. Dr. H. Sternberg, Tel-Aviv: Die Tragödie der Bukowinaer Juden; **Dr. Nathan Getzler, Montreal:** Tagebuchblätter aus Czernowitz und Transnistrien (1941—1942); **Dr. Traian Popovici:** Mein Bekenntnis; **Dr. Th. Löwenstein-Lawi, Jerusalem:** Deutsche Dokumente über die Ausrottung der Bukowinaer Juden.

LAGER IN TRANSNISTRIEN

Berschad / Brazlaw / Cariera de piatra / Djurin / Lucinetz / Moghilew / Friedhof „Obodowka".

Dr. Chaim Gelber, Tel-Aviv: Die Repatriierung der Bukowinaer Juden in den Jahren 1944—1946; **Die Geschichte der Landgemeinden:** Bojan, Czudyn, Dorna-Watra, Gurahumora, Hadikfalva (Dornestie), Itzkany, Kimpolung, Kotzmann, Mihova, Mold.-Banila, Putila, Radautz, Neu Fratautz, Rus.-Banila, Sadagura, Sereth, Solka, Storozynetz, Suczawa, Balceana, Unter-Stanestie, Waschkoutz, Wiznitz, Zastawna. **Dr. Josef Ebner, Tel-Aviv:** Aus der Welt von Gestern in der jüdischen Renaissancebewegung (Zum Gedenken an Dr. Mayer Ebner); **Dr. Chaim Ehrlich, Tel-Aviv:** Zur Charakteristik der Zionistischen Bewegung in der Bukowina zwischen den beiden Weltkriegen: Geschichte der J.N.A.V. „Zephirah" in Czernowitz, Die hebräische Sprachbewegung in der Bukowina, Der akademische Verein „Jüdische Kultur", Jüdische Mittelschule; **Dr. Lipa Wiznitzer, Haifa:** Das jüdische Spital in Czernowitz (1919—1940); **Dr. B. Brandmarker, Tel-Aviv:** David Fallik (Ein Gedenkblatt), Der Jugendbund „Betar"; **Dr. Josef Mann, Tel-Aviv:** Zur Geschichte der Judenstaatspartei in der Bukowina; **Salo Woreczek, Tel-Aviv:** Der Untergang der Jüdischen Kooperativen in der Bukowina; **Dr. Heinrich Rubel, Tel-Aviv:** Der Gesangsverein „Hasamir" in Czernowitz; **Dr. N. M. Gelber, Jerusalem:** Dokumente zur Geschichte der Juden in der Bukowina (1776—1869). BUKOWINER DER VERGANGENHEIT — BUKOWINER IM AUSLANDE — BUKOWINER IN ISRAEL — GEDENKTAFEL für die Bukowiner Märtyrer — GEDENKTAFEL für die Bukowiner Helden des Israelischen Befreiungskriegs und der Sinai-Aktion.

(Emma Ausländer, Tel-Aviv: KADDISCH)

Die Trilogie des österreichischen Judentums I.

HUGO GOLD

GESCHICHTE DER JUDEN IN WIEN

(EIN GEDENKBUCH)

Aus dem Inhalt: *Vom Beginn der Ansiedlung bis zur Vertreibung im Jahre 1421 / Brand in der Judengasse 1406 / Gesera / Das zweite Wiener Ghetto 1625 - 1670 / Das Zeitalter der Hofjuden 1673 - 1782 / Das Toleranzedikt und seine Folgen 1782 - 1847 / Von der Revolution bis zum I. Weltkrieg 1848 - 1914 / Der Erste Weltkrieg 1914 - 1918 / Nach dem ersten Weltkrieg bis zur Vertreibung 1918 - 1938 / Die letzte Vertreibung und Vernichtung der Wiener Juden 1938 - 1945 / Hitler. Die Kristallnacht in Wien am 10. Nov. 1938 / Das Ende 1939-1945*

★

Wiener jüdische Institutionen, Verbände, Denkmäler und Wirkungsstätten der Wiener Juden bis zur Vertreibung

★

Die Mitglieder des letzten Kultusvorstandes, Institutionen und Kommissionen der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien vor der Vernichtung im Jahre 1938

★

Auswanderung
Die Deportationen 1941—44
Die wichtigsten KZ-Lager in denen sich Juden aus Wien und Österreich befanden

★

Wiener Juden in der Welt

★

Literaturnachweis

★

Grossoktavformat. Reich illustriert DM 80.—
Numerierte und vom Herausgeber signierte Exemplare (Luxusausgabe) DM 200.—

HUGO GOLD

GESCHICHTE DER JUDEN IN ÖSTERREICH

(EIN GEDENKBUCH)

Aus dem Inhalt:

Die Geschichte der ehemaligen Judengemeinden in Amstetten, Baden b. Wien, Gänserndorf, Graz, Grossenzersdorf, Hohenau, Hohenems, Innsbruck, Klagenfurt, Klosterneuburg-Tulln, Krems, Leoben, Linz, Mistelbach, Mödling, Neulengbach, Neunkirchen, Salzburg, St. Pölten, Steyr, Stockerau, Tulln a.D., Waidhofen, Wr. Neustadt, Ybbs a.D., Zwettl u.a.

★

Die untergegangenen Judengemeinden Österreichs

★

Einzelbeiträge zur Geschichte der Juden in Österreich:

Österreichische Juden in der Welt / Österreichische Juden in der Literatur / Jüdische Ärzte in Österreich / Der Anteil der Juden an der österreichischen Literatur / Geschichte der jüdischen Advokaten und Rechtsgelehrten in Österreich.

★

(Literatur zur Trilogie der österreichischen Juden)

★

STATISTIK

Leinband DM 80.— Luxusausgabe DM 200.—

HUGO GOLD III.

GEDENKBUCH

der untergegangenen Judengemeinden des BURGENLANDES

Aus dem Inhalt:

Dr. Hugo Gold: Zur ältesten Geschichte der Juden im Burgenland / *Dr. J. Goerlich:* Das Burgenland / Ein historischer Überblick / *Ludwig Fuchs:* Die sieben Brüder / *Dr. Hugo Gold:* Geschichte der Juden in Eisenstadt / *Dr. Erich Böhm:* Die Eisenstädter Wolf-Familie / *Dr. Alphons A. Barb:* Ein Ghetto in Österreich /*Alfred Zistler:* Geschichte der Juden in Deutschkreutz / *Dr. Alphons A. Barb:* Ein Fischgrab im Judenfriedhof von Deutschkreutz / *Dr. Hugo Gold:* Geschichte der Juden in Frauenkirchen / Geschichte der Juden in Gattendorf, Güssing, Kittsee /*Mathias Riegler:* Geschichte der Juden in Kobersdorf / *Rabb. Adonyahu Krauss:* Lackenbach / *F. P. Hodik:* Mattersdorf-Mattersburg / *Karl Klein:* Rechnitz / Stadt-Schlaining-Oberwart / *Dr. A. Scheiber:* Die Anfänge der jüdischen Kunst im Burgenland / *Prof. Dr. H. Jancik:* Karl Goldmark / *Dr. F. Zimmermann:* Die Ortsnamen der jüdischen Gemeinden des Burgenlandes / *Dr. F. Zimmermann:* Zahlen die erzählen.

★

Das Jüdische Zentralarchiv der ehemaligen Judengemeinden des Burgenlandes in Eisenstadt.

★

Hervorragende Jüdische Persönlichkeiten des Burgenlandes

★

LITERATUR

★

Das Werk ist im Gross-Oktavformat in einer einmaligen bibliophilen Ausgabe erschienen. 148 Seiten zweispaltig gedruckt / 114 Illustrationen.

IN LEINENBAND . . . . . DM 80.— US $ 20.—
LUXUSAUSGABE . . . . . DM 200.— US $ 50.—

II. AUFLAGE

GEDENKBUCH
FÜR
MAX BROD
(1884 - 1968)

Herausgeber : Dr. HUGO GOLD

Mitarbeiter u.a.: Dr. Rosemarie Alstaedter, Zeev Barth, Otto Basler, Schalom Ben-Chorin, Prof. Arthur Walter Berendsohn, Prof. Dr. Hugo Bergman, Sigrid Brunk, Yehuda Cohen, Meir Faerber, Margot Fethke, Heinz Flügel, Dr. Hermann Levin-Goldschmidt, Prof. Dr. Ernst Joseph Görlich, Willy Haas, Frieda Hebel, Joachim Hemmerle, Ilse Ester Hoffe, Gertrud Isolani, Dr. Franz Kafka, Hermann Kesten, Dr. Bruno Kisch s.A., Prof. Dr. Guido Kisch, Dr. Hans Kühner-Wolfskehl, Dr. Hans Lamm, Prof. Dr. C. Lehrmann, Karl Lemke, Hermann Lewy, Dr. Ivan Lilienfeld, Prof. Dr. Jörg Mager, Peter Meurer, Dr. Josef Mühlberger, Gitta Pazi, Prof. Dr. Paul Raabe, N. O. Scarpi, Shin Shalom, Prof. Gerschom Scholem, Alice Schwarz, Dipl.-Ing. Stefan Schwarz, Prof. Dr. Ernst Simon, Marianne Steiner, Dr. Hans Steinitz, Dr. Moshe Tavor, Prof. Friedrich Torberg, Dr. Hans Tramer, Prof. Johannes Urzidil, Dr. Robert Weltsch, Berndt W. Wessling, Prof. Harry Zohn.

★

Bibliophile Ausgabe, gedruckt auf Chromopapier, Luxuseinband, numeriert (300 Exemplare), 328 Seiten, 52 Illustrationen.

DM 25.—

Ferner erscheinen 300 Exemplare auf Illustrationsdruckpapier und Leinenband zum Preise von

DM 40.—

ROLF ITALIAANDER

Judentum in Lateinamerika

Der Völkerkundler Rolf Italiaander unternahm in den letzten Jahren mehrere Studienreisen durch alle lateinamerikanischen Länder. Er interessierte sich nicht nur für die ersten Eingeborenen, die Indios, sondern auch für die weissen Einwanderer und für die zwangsweise eingeschleppten Neger. Er folgte ausserdem den Spuren der jüdischen Einwanderer in mehreren Ländern. Professor Rolf Italiaander hatte Gespräche mit Rabbinern, mit jüdischen Hochschullehrern, desgleichen mit jüdischen Kaufleuten und Arbeitern. Er lernte dabei jüdische Menschen aus allen Teilen der Welt kennen. Seine Beobachtungen fasst er in dieser Studie zusammen, die als erste einen Einblick in das vielseitige Wirken jüdischer Menschen in Lateinamerika gibt. Der Autor weist vor allem nach, dass das Judentum in Lateinamerika nicht allein auf dem Gebiete der Wirtschaft, sondern auch auf dem Gebiete der Kultur vielfach überaus anregend gewirkt hat. Darum ist dieses Buch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Judentums in der ganzen Welt.

Kartoniert DM 15.—

● ● ●

Subskriptionseinladung

HUGO GOLD

GEDENKBUCH

der untergegangenen Judengemeinden der TSCHECHOSLOWAKEI

Organisationsleiter: Dr. Fritz ULLMANN,
Jerusalem, Alcharisi 2. ISRAEL

Ermässigter Subskriptionspreis:
Vor Erscheinen DM 80.– / Nach Erscheinen DM 140.–

SIEGFRIED WEITZMANN

STUDIE ÜBER KAFKA

Mit einem Vorwort
von ROBERT WELTSCH

140 S., kartoniert, zweifarb. Schutzumschlag.
DM 14.—

*

Bei keinem anderen Dichter hat man so wie bei Kafka den Eindruck des Ungewöhnlichen, ja Unvergleichbaren. Nicht weil seine Dichtungen etwas Einmaliges, aus sich selbst Gewachsenes darstellen — das haben sie mit jeder echten Kunst gemeinsam —, sondern weil sie ganz ausserhalb dessen, was sonst von Dichtern erdacht und gestaltet wurde, ich möchte sagen: in einer anderen Luftschicht stehen. Sie sind wirklich eine Welt für sich, aber darum auch schwerer zu erfassen und zu beurteilen. Denn so sehr den Leser die merkwürdige und merkwürdig eindringliche Atmosphäre dieser Welt gefangen nimmt, so sehr verwirrt ihn das Sonderbare und Geheimnisvolle, das ihr anhaftet; er spürt wohl ihren Zauberkreis, aber er gelangt nie ganz hinein und muss immer wieder einen neuen Zugang suchen.

Der Autor dieser Kafka-Studie versucht auf die meisten Fragen, die sich bei der Lektüre des Kafka'schen Werkes stellen, ausführliche Antwort zu geben. Er ermöglicht es zugleich, den Gehalt und den dichterischen Rang des einzelnen Werks zu bestimmen.

Somit liegt eine wichtige Kafka-Interpretation vor, die die Bewunderer des Dichters begeistern wird, sich aber an einen viel breiteren Leserkreis wendet.

„die Israel führen"

70 Charakterskizzen bedeutender Persönlichkeiten in Israel. In diesen Lebensbildern stellt der bekannte Journalist und Schriftsteller

MEIR FAERBER

nicht nur die Lebensgeschichte von heute auf ihren Tätigkeitsgebieten einflussreichen Israelis dar, sondern auch den Hintergrund ihres Werdens und ihres Wirkens, so dass der Leser in die unterschiedlichen Aspekte des Entstehens und der Entwicklung des Staates Israel und seiner Gesellschaft, seiner Wirtschaft und seiner Wissenschaft, seiner Kultur und seiner sozialen Lebensformen Einblick gewinnt.

Über fünfzehn Jahre lang war Meir Faerber der Parlamentsberichterstatter der in Tel Aviv erscheinenden überparteilichen deutschsprachigen Tageszeitung **„Jedioth Chadashoth"** und ist auch als ständiger Israel-Korrespondent einiger jüdischer Zeitschriften des Auslandes bestens bekannt. Fast alle der von ihm dargestellten Persönlichkeiten kennt er persönlich und schon in seinem 1958 erschienenen Buche „Das Parlament Israels" erwies er sich als objektiver Beobachter und Kommentator und als Meister lebendiger Darstellung der vielschichtigen Problematik des Staates Israel und seines Volkes, die weit über die Kreise der jüdischen Leserschaft hinaus reges Interesse findet.

Jede Biographie ist in diesem Buche mit einem Porträtfoto illustriert.

Die politischen Persönlichkeiten zeigt das Buch bereits in ihren neuen Positionen nach der Regierungs-Neubildung, die auf die am 28. Oktober 1969 abgehaltenen Parlamentswahlen folgte.

Umfang ca. 192 Seiten. Kart. DM 18.— IL

Zeitschrift für die Geschichte der Juden

Tel-Aviv, P.O.B. 3002, (Israel)

Erscheint vierteljährlich

Herausgegeben von

HUGO GOLD

Die einzige in deutscher Sprache erscheinende jüdisch-historische "Zeitschrift für die Geschichte der Juden", in der Welt.

Mitarbeiter u.a.

Dr. Mosche Atlas, Jerusalem / Rabbiner H. B. Auerbach, Tel-Aviv / Dr. K. J. Ball-Kaduri, Tel-Aviv / Zeev Barth, Ramat-Gan / Staatsarchivar Alex Bein, Jerusalem / Schalom Ben-Chorin, Jerusalem / Prof. A. W. Berendsohn, Bromma / Dr. Siegfried Braun, Maayan Zwi / Dr. B. Brilling, Münster / Dr. Leo Brod, Prag / Robert Dan, Budapest / Dr. Josef Ebner, Tel-Aviv / Meir Färber, Tel-Aviv / Prof. A. Freud, Jerusalem / Dr. E. J. Görlich, Wien / Dr. S. Goldmann, Petach-Tikwa / Dr. Jehoschua Guvrin, Tel-Aviv / Rabbiner Elijahu Katz, Beer-Schewa / Prof. Dr. Guido Kisch, Basel / Dr. Salcia Landmann, St. Gallen / Rabbiner Prof. Dr. C. Lehrmann, Berlin / Rabbiner Dr. S. Neufeld, Ramat-Gan / J. E. Palmon, Giwatajim / Walter Pillich, Wien / J. Raphael, Ramat-Gan / Dr. E. R. v. Rutkowski, Wien / Prof. Dov Sadan, Jerusalem / Prof. Dr. S. Smotricz, Tel-Aviv / Dr. Hans Jäger-Sunstenau, Wien / Prof. Dr. Hermann Sternberg, Tel-Aviv / Prof. Dr. E. Weinzierl, Salzburg / Prof. Dr. Harry Zohn, West Newton.

Abonnement (nur ganzjährig) US-$ 8.50, DM 34.–, öS 250.–

Prof. Dr. HARRY ZOHN

WIENER JUDEN IN DER DEUTSCHEN LITERATUR

ESSAYS

Hln. DM 14.–

Prof. Dr. HARRY ZOHN

ÖSTERREICHISCHE JUDEN IN DER LITERATUR

Ein bio-bibliographisches Lexikon **Kart. DM 14.–**

HUGO GOLD

ZWI PEREZ CHAJES

Unbekannte Dokumente aus dem Leben und Wirken des Oberrabbiners von Wien (1902–1927)

Kart. DM 15.–

Dr. WOLFGANG von WEISL

DIE JUDEN IN DER ARMEE ÖSTERREICH-UNGARNS

Kart. DM 15.–

HUGO GOLD

ÖSTERREICHISCHE JUDEN IN DER WELT

Ein bio-bibliographisches Lexikon

Kart. DM 15.–

Kurt Jakob Ball-Kaduri (Tel-Aviv)

Vor der Katastrophe

Juden in Deutschland 1934–1939

Leinenband DM 20.— US $ 5.— IL. 15.—

Von Kurt Jakob Ball-Kaduri erschienen:

1. Das Leben der Juden in Deutschland im Jahre 1933
   DM 18.— IL 13.50
2. Jüdisches Leben einst und jetzt DM 8.— IL 7.—

Dr. E. J. Görlich (Wien)

RUTH

Die Geschichte eines jüdischen Mädchens

Kart. DM 20.— ö. S. 135.- IL. 15.— DM 15.—

Dr. Jirmejahu Oskar Neumann (Tel-Aviv)

Im Schatten des Todes

Ein Tatsachenroman
vom Schicksalskampfe
des slowakischen Judentums

(Deutsche Ausgabe)

Nur mehr wenige Exemplare.

Halbleinenband DM 18.—

Nurmehr wenige Exemplare

Prof. Dr. HERMANN STERNBERG

Zur Geschichte der Juden in Czernowitz

Der Autor der seine Studien in Czernowitz vollendete, setzt in diesem Buche der von ihm geliebten Stadt ein Denkmal. Er schöpft aus der Geschichte und dem reichen Schatz seiner Erinnerungen. Die Darstellung ist lebendig und wahrheitsgetreu.

Kart. **Reich illustriert DM 12.–**

KAMILLO LANDMANN

„Israel und die Juden der Welt"

Mit einem Vorwort von Max Brod

Diese Broschüre, die sich mit allen Fragen des Zionismus und des Judenstaates beschäftigt, bringt im zweiten Teil als Abhandlung über den Israel-Aufbau drei „Reden an die Nation". Der Dichter Max Brod schreibt im Geleitwort: „Das Buch verdient alle Beachtung, besonders da die Vorschläge für den konstruktiven Aufbau Israels bedeutsam sind."

Kart. DM 8.–

PAUL I. DIAMANT

MINNA DIAMANT

1815—1840

Ihre Freunde und Verwandten

Ein Briefwechsel aus der Biedermeierzeit / Eine Frau verwandt mit Heine und Herzl / Mit drei unveröffentlichten Handschreiben von Kaiser Franz I.

Halbleinenband **Reich illustriert DM 14.–**

Dr. N. M. Gelber s. A.

FESTSCHRIFT
JUBILEE VOLUME

In hebräischer, englischer und deutscher Sprache

Herausgegeben von HUGO GOLD

Redaktion: **Israel Klausner, Rafael Mahler, Dov Sadan**

Leinenband **Reich illustriert DM 30.– IL**

Dr. N. M. GELBER (Jerusalem)

Geschichte der Juden in Bussk

(In hebräischer Sprache)

Kart. DM 10.–

Salzburgs wiederaufgebaute Synagoge

Festschrift zur Einweihung

Herausgeber: **M. Karin-Karger**

Redaktion: **Ernest Landau**

Kart. DM 20.–

BÜCHER **Neuerscheinungen**

Elisabeth Gundolf

STEFAN GEORGE
MEINE BEGEGNUNGEN
MIT
RAINER MARIA RILKE
UND STEFAN GEORGE.

STEFAN GEORGE
UND DER
NATIONALSOZIALISMUS

Zwei Vorträge
mit einem Vorwort
von Lothar Helbing

Der 1962 erschienene Briefwechsel Stefan Georges mit Friedrich Gundolf erfährt durch diese Publikation eine unentbehrliche Ergänzung: zum ersten Mal kommt hier die Frau, um derentwillen Friedrich Gundolf die Trennung von seinem Meister auf sich nahm, selbst zu Wort mit zwei während des letzten Krieges in England verfassten Manuskripten über ihre persönlichen Begegnungen mit George und Rilke und über Georges Verhältnis zur nationalsozialistischen Ideologie.

Anhand dieser und anderer bisher unveröffentlichter Dokumente des Friedrich Gundolf-Archivs der Universität London analysiert Lothar Helbing in einem einleitenden Aufsatz die Rolle „Elli's" in der tragischen Auseinandersetzung Stefan Georges mit seinem ersten und vielleicht bedeutendsten Schüler.

„Das Wichtigste dieses Buches dürfte wohl das Vorwort von Lothar Helbing über Gundolf und Elli sein. Durch diese Einleitung ist das Buch für die George-Forschung äusserst wertvoll."

Neophilologus

80 S. 1 Lichtbild. Büttenpappband.
Hfl 18,– DM 20,–

Vera Lachmann

GOLDEN TANZT
DAS LICHT IM GLAS

GEDICHTE mit englischen Prosaübertragungen in Zusammenarbeit mit Vera Lachmann

von SPENCER HOLST

Vera Lachmann ist 1904 in Berlin geboren. Ihre Lehrerin – mit **Friedrich Gundolf** und Edith Landmann befreundet – machte sie mit der Dichtung St. Georges bekannt. Später kam sie in Verbindung mit Renata von Scheliha. Sie studierte Altnordisch und Griechisch. 1933–39 leitete sie in Berlin eine Schule rassisch verfolgter Kinder. Damals stand sie in regem Gedankenaustausch mit **Nelly Sachs** und **Gertrud Kolmar.** In Amerika gründ&ete sie Camp Catawba, eine Ferienkolonie für Jungen, in den Bergen von North Carolina. Heute unterrichtet sie Griechisch und Lateinisch an der Universität New York.

Spencer Holst, 1926 im Amerikanischen Mittelwesten geboren, entstammt einer Familie von Dichtern und Schriftstellern. Er veröffentlichte mehrfach Gedichte und Esays. 15 der von ihm übertragenen Gedichte Vera Lachmanns wurden choreographiert und getanzt. Holst ist bekannt als Geschichtenerzähler und als Vorleser von Gedichten.

248 S. Leinen. Hfl 14,95 DM 16,45

CASTRVM PEREGRINI PRESSE

AMSTERDAM . POSTBOX 645

Solschenizyn

Im Interesse der Sache

Gesammelte Erzählungen.

Aus dem Russischen von Mary von Holbeck, Leonie Labas, Elisa Marin und Ingrid Tinzmann.

456 Seiten, Leinen DM 12.80.
(Die Bücher der Neunzehn, Band 183)

Dieser Band enthält alle bisher vorliegenden Erzählungen Solschenizyns, darunter „Ein Tag des Iwan Denissowitsch" in neuer Übersetzung.

Luchterhand

Soeben ist erschienen :

Kirche und Synagoge

Handbuch zur Geschichte von Christen und Juden
Darstellung mit Quellen

Herausgegeben von
Karl Heinrich Rengstorf und Siegfried von Kortzfleisch
Band II : 745 Seiten. Leinen. 72.- DM

Der zweite Band dieser grossen Dokumentation stellt die Zeit vom 16. Jahrhundert bis zu Hitler dar, das Verhältnis von Christen und Juden im Pietismus, in der Romantik und unter dem Zeichen der Aufklärung und der Säkularisierung. — Wie haben Dichter und Philosophen, wie die christlich gefärbten Publizisten sich zum Judentum verhalten, wie ist der Antisemitismus neben der Toleranz entstanden? Das umfangreiche Material ist nach geistesgeschichtlichen Strömungen und nach Ländern und Regionen aufgeteilt.

Band I : (504 Seiten. Leinen. 56.- DM) liegt bereits vor.

Ernst Klett Verlag Stuttgart